Schiller:
Ausgewählte Briefe Bd. 1

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Schiller

Nach der Büſte von J. H. von Dannecker

Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Zwölfter Band

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1905

19
334bK
Briefe - Collections

Ausgewählte Briefe
von
Friedrich von Schiller

Erster Band

Ausgewählt und eingeleitet von Universitätsprofessor Dr. Eugen Kühnemann Mit Bildnis Schillers von J. H. von Dannecker

67528
10/1/06

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen-Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1905

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Bande von Schillers Ausgewählten Briefen

Seite

Inhaltsverzeichnis 5

Einleitung von Universitätsprofessor Dr. Eugen Kühnemann 9

1778

An Friedrich Scharffenstein 27

1780

An Christophine Schiller 19. Juni 33

1781

An Heribert von Dalberg 6. Oktober 35

1782

An Heribert von Dalberg 4. Juni 39

An Heribert von Dalberg 30. September . . 42

An Andreas Streicher 8. Dezember 45

1783

An Heribert von Dalberg 3. April 46

An Reinwald 14. April 48

Seite

An Henriette von Wolzogen 11. Auguſt . . . 53
An Henriette von Wolzogen 11. September . 58

1784

An Ferdinand Huber 7. Dezember 66

1785

An Gottfried Körner 10. Februar 69
An Gottfried Körner 7. Mai 76
An Gottfried Körner 3. Juli 81
An Gottfried Körner 11. Juli 85
An Chriſtophine Schiller 28. September . . . 88
An Ferdinand Huber 5. Oktober 91

1786

An Gottfried Körner 15. April 93
An Ferdinand Huber 1. Mai 94
An Gottfried Körner 29. Dezember 95

1787

An Gottfried Körner 23. Juli 97
An Gottfried Körner 12. Auguſt 107
An Ferdinand Huber 28. Auguſt 108
An Gottfried Körner 29. Auguſt 110
An Gottfried Körner 19. Dezember 122

1788

An Gottfried Körner 7. Januar 124
An Gottfried Körner 18. Januar 129
An Lotte v. Lengefeld 5. April 132
An Gottfried Körner 25. April 134
An Lotte v. Lengefeld 2. Mai 135
An Gottfried Körner 26. Mai 137

Seite

An Gottfried Körner 27. Juli 139
An Gottfried Körner 20. Auguſt 140
An Lotte v. Lengefeld Ende Auguſt 142
An Gottfried Körner 12. September 143
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz Ende September 146
An Gottfried Körner 20. Oktober 147
An Lotte v. Lengefeld November 148
An Lotte v. Lengefeld November 149
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 19. November 150
An Lotte v. Lengefeld 27. November 151
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 4. Dezember 152
An Caroline v. Beulwitz 10. Dezember 154
An Gottfried Körner 15. Dezember 156
An Gottfried Körner 25. Dezember 157

1789

An Gottfried Körner 5. Januar 159
An Gottfried Körner 2. Februar 160
An Caroline v. Beulwitz 5. Februar 162
An Caroline v. Beulwitz 25. Februar 163
An Gottfried Körner 9. März 164
An Gottfried Körner 10. März 166
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 21. April 171
An Gottfried Körner 28. Mai 172
An Gottfried Körner 11. Juni 177

Seite
An Lotte v. Lengefeld 3. Auguſt 177
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 3. Auguſt 180
An Lotte v. Lengefeld 25. Auguſt 182
An Caroline v. Beulwitz 25. Auguſt 185
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 7. September 187
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 12. September 189
An Gottfried Körner 13. Oktober 193
An Caroline v. Beulwitz 3. November 194
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 15. November 196
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 16. November 198
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 27. November 199
An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 30. November 201
An Frau Louiſe v. Lengefeld 18. Dezember . 202
An Frau Louiſe v. Lengefeld 22. Dezember . 205
An Gottfried Körner 24. Dezember 209

1790

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz 3. Januar 212
An Lotte v. Lengefeld 8. Januar 213
An Gottfried Körner 1. Februar 214
An Lotte v. Lengefeld 10. Februar 215

An Gottfried Körner 1. März 217
An Gottfried Körner 1. November 220
An Gottfried Körner 26. November 221

1791

An Lotte 15. Januar 221
An Gottfried Körner 22. Februar 222
An Gottfried Körner 3. März 224
An Gottfried Körner 24. Oktober 225

Einleitung

Die Briefe Schillers sind in sieben starken Bänden von Fritz Jonas gesammelt und herausgegeben worden (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, ohne Jahr). Diese sieben Bände geben die vollkommenste Lebensbeschreibung des Dichters, die sich denken läßt. Von Schritt zu Schritt begleiten wir ihn auf seinem Wege. Höchstens die Kinderjahre bleiben im dunkeln liegen. Von seiner frühen Jünglingszeit ab nehmen wir teil an seinem mächtigen Emporkämpfen. Es ist, als ob wir in seiner Seele seine Schicksale miterlebten und noch einmal fühlten. Je weiter er vordringt, um so mehr packt uns die eigentümliche Großartigkeit dieses richtigen Schriftstellerlebens. Erstaunlich ist die Klarheit, mit der er seine Aufgabe erkennt, und die Energie, mit der er sein ganzes Dasein in die Macht der erkannten Lebensaufgabe stellt. Mit nie ermüdendem Ernst baut er sich die eigene Bildung auf, deren er für seine Wirksamkeit bedarf. Immer häufen sich die äußeren Schwierigkeiten; nicht selten rettet ihn nur ein glücklicher Zufall vor dem scheinbar unvermeidlichen Untergang; endlich

niſtet ſich die Todeskrankheit gerade in dem Augenblick, da er geborgen ſchien, bei ihm ein. Aber noch der todeskranke Mann greift die letzte und ſchwerſte Aufgabe ſeiner Selbſtbildung, das Studium und die Fortführung der Philoſophie Kants, unverdroſſen an. Immer mehr erhalten wir den Einblick in eine gewaltige und niemals ausſetzende Arbeit. Man glaubt, einer mächtigen und ſtark geheizten Maſchine zuzuhören. Die Räder brauſen; kein Stillſtand tritt ein, keine Pauſe der Erholung. In allzu großer Überanſpannung wird die Kraft vor der Zeit verbraucht. Aber nach ſo vielen Jahren der Kämpfe und des Ringens entlaſſen uns die Briefe zuletzt auch mit dem Eindruck der majeſtätiſchen Sicherheit. Die meiſten tragen das rechte Siegel der Vollendung. Wer unter den Deutſchen in die wirkliche Intimität mit Schiller eintreten will, wer verſtehen möchte, mit welchem Aufwand ſittlicher Arbeit er ſich für ſein Lebenswerk geſchult und tüchtig gemacht hat, der ſoll ſeine Briefe leſen.

Aber viele werden für die ſieben ſtarken Bände die Zeit nicht finden. Und doch wäre es ſo gut, wenn alle nach dieſen Zeugniſſen ihren Schiller verſtehen und würdigen lernten. Darum entſchließen wir uns, in zwei kleinen Bänden eine Auswahl aus den ſieben großen zu geben. Vieles muß darin übergangen werden; manches für die feinere Kennt-

nis beinahe Unentbehrliche fehlt; es ist gewiß, daß bei einer solchen Auswahl unter zwanzig Bearbeitern vielleicht jeder sich für die Aufnahme anderer Stellen entscheiden würde. Was wir anstreben, ist, daß der Auszug im kleinen denselben Eindruck gebe, wie die sieben Bände im großen. Die Hauptabschnitte und Hauptereignisse des Schillerschen Lebens sollen in den Zeugnissen seiner eigenen Feder klar werden. Vor allem aber soll auch seine geistige Entwicklung unmittelbar vor die Augen des Lesers treten. Endlich soll man durch die Briefe Schillers hindurch die Bekanntschaft mit den vortrefflichen Menschen machen, die auf sein Leben entscheidenden Einfluß gewonnen haben. Er wußte, wieviel er ihnen dankte, und schrieb gelegentlich: „Meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens." Mit wenigen Worten wollen wir die Daten geben, die für das Verständnis wichtig scheinen.

Vom 16. Januar 1773 bis zum 14. Dezember 1780 war Schiller Zögling der Karlsakademie zuerst auf der Solitude in Ludwigsburg und dann in Stuttgart. Die beiden ersten Briefe fallen in diese Zeit. Der erste ist an Friedrich Scharffenstein gerichtet und kündigt ihm die einst so glühende und schwärmerische Freundschaft. Scharffenstein wurde im Jahre 1778 Leutnant in Stuttgart und gehörte nach Schillers Austritt aus der Akademie wieder zu seinem vertrauten

Umgangskreis. Den zweiten Brief empfing Schillers ältere Schweſter Chriſtophine (geb. 4. Sept. 1757), ſein treuer und braver Kamerad in glücklichen Kindheitsjahren. Zuſammen geben die beiden Schreiben das lebendigſte Bild des Jünglings Schiller. In der eindringlichen Auseinanderſetzung mit dem ungetreuen Freunde lebt bereits die dichteriſche und dramatiſche Kraft der Auffaſſung, die Eigenart und Feinheit der Gedanken, das innige Freundſchaftsgefühl, die religiöſe Innigkeit und vor allem das ſtarke ſittliche Temperament, für das ein Freundſchaftsverhältnis gelöſt iſt, wenn es nicht mehr auf dem Grunde der Achtung und Selbſtachtung ruht. Die rechte Jünglingsſchwermut, wie ſie der junge Dichter auch ſeinem Helden Karl Moor in den Räubern gab, erfüllt den Brief an Chriſtophine.

Das Hauptereignis in den etwa $1\frac{3}{4}$ Jahren, die Schiller in Stuttgart als Regimentsmedikus verlebte (14. Dezember 1780 bis 21. September 1782), war die Herausgabe der „Räuber". Sie erſchienen im Mai 1781. Bereits im Juli desſelben Jahres regte Reichsfreiherr von Dalberg, der Intendant des Mannheimer Theaters, ihn an, die Räuber für die Mannheimer Bühne zur Aufführung zu bearbeiten. Hierauf bezieht ſich der dritte Brief. Die fürs Theater umgearbeitete Ausgabe, die im Unterſchied von der erſten, dem Schau-

ſpiel, als Trauerſpiel bezeichnet iſt, erſchien im Februar 1782 zu Mannheim in der Schwanſchen Buchhandlung, nachdem bereits unmittelbar vorher die zweite verbeſſerte Auflage des Schauſpiels herausgekommen war. Die erſte Aufführung der Räuber fand zu Mannheim am 13. Januar 1782 ſtatt. Sie machte Schiller mit einem Schlage berühmt. Am 25. Mai 1782 reiſte er noch einmal ohne Urlaub zu einer Aufführung ſeines Stückes nach Mannheim. Auf dieſe Reiſe bezieht ſich der Brief vom 4. Juni 1782. Sie wurde verhängnisvoll für ihn. Der Herzog beſtrafte ihn wegen der eigenmächtigen Fahrt mit Arreſt. Immer tiefer fühlte Schiller das Unleidliche ſeiner Stuttgarter Exiſtenz; immer ſtärker wurde die Sehnſucht, ſich in Mannheim ganz ſeinem dichteriſchen Berufe widmen zu können. Endlich führte ſie zum Entſchluß der Flucht. In dieſe Stimmungen führt uns der Brief vom 4. Juni hinein. Der nächſte iſt bereits auf der Flucht geſchrieben.

Am 22. September floh Schiller zuſammen mit dem jungen Muſikus Andreas Streicher, der ihm in rührender Treue ergeben war. Sein herzbewegendes Büchlein „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim 1782 bis 1785", die wichtigſte Quelle für dieſe Jahre des Schillerſchen Lebens, iſt jüngſt in Reclams Univerſalbibliothek neu

herausgegeben worden. Jeder Deutsche sollte es lesen. Am 24. September kamen sie in Mannheim an und gingen am 30. bereits weiter nach Frankfurt a. M. Der Brief an Dalberg vom 30. September versetzt uns in Stimmung und Lage des Dichters. Dalberg lehnte jeden Vorschuß ab. Nach 14 Tagen wanderten Schiller und Streicher nach Mannheim zurück und nahmen in der zweiten Hälfte des Oktober Aufenthalt in dem benachbarten Oggersheim. Das neue bürgerliche Schauspiel, das später den Namen Kabale und Liebe erhielt, und die Umarbeitung des Fiesko, der in seiner ersten Form für das Theater nicht brauchbar war, beschäftigten den Dichter. Auch die Umarbeitung wurde Ende November von Dalberg abgelehnt und jede Unterstützung Schillers verweigert. Er mußte sich nun nach einem Asyl umsehen und brach am 30. November nach Meiningen oder vielmehr nach Bauerbach, dem Gute seiner mütterlichen Freundin, Henriette von Wolzogen, auf. Am 7. Dezember kam er in Meiningen an, machte dort die Bekanntschaft seines späteren Schwagers, des Bibliothekars Reinwald, und erreichte am Abend Bauerbach. Von hier schrieb er am Tage darauf den Brief an Streicher. Bis zum 24. Juli 1783 hat er glücklich und zufrieden sich des idyllischen ländlichen Lebens erfreut, ganz erfüllt von Dankbarkeit und Verehrung für

seine Wohltäterin und schnell ergriffen von der Liebe für ihre sechszehnjährige Tochter Charlotte. Er wäre noch länger geblieben, hätte nicht Dalberg wieder mit ihm angeknüpft und seine Rückkehr nach Mannheim veranlaßt. Die Arbeit an Kabale und Liebe, die frühsten Entwürfe des Karlos fallen in diese Zeit. Der Brief an Reinwald vom 14. April 1783 gehört wieder zu denen, die uns in die tiefste Bewegung der Schillerschen Seele blicken lassen.

Es folgt vom 27. Juli 1783 bis zum 9. April 1785 die Mannheimer Epoche Schillers, die man in gewissem Sinne als die bedenklichste und unglücklichste seines Lebens bezeichnen kann. In ihr hat er wirklich mehr als einmal am Rande des drohenden Untergangs gestanden. Nicht alle Beziehungen dieser Kampfesjahre treten in den Briefen, die wir mitteilen, ins Licht. Die beiden aber, die er an Henriette von Wolzogen am 11. August und am 11. September schrieb, erleuchten doch die Anfänge jener Zeit und die Bedingungen, unter denen er blieb. Gleich im Anfang — am 1. September — erkrankte er unter unaufhörlichen Rückfällen am kalten Fieber, das in Mannheim epidemisch war. Die großen Hoffnungen auf seine Tätigkeit am Theater erfüllten sich nicht. Unmöglich konnte er, wie sein Kontrakt bedingte, im Jahr drei große Stücke liefern. Fiesko, der am 11. Januar 1784

aufgeführt wurde, hatte nur einen mäßigen Erfolg, Kabale und Liebe am 15. April 1784 allerdings einen sehr starken, aber das dritte Stück blieb aus. Die Intriguen der Schauspieler und besonders Ifflands zogen ihm den Boden unter den Füßen fort. Dalberg ließ ihn fallen; seine materielle Existenz brach völlig zusammen. Die hoffnungslose Leidenschaft für Frau von Kalb zehrte an seiner Seele. Was ihn rettete, war eigentlich ein Wunder. Er erhielt Ende Mai 1784 aus Leipzig Briefe, in denen zwei junge Männer zusammen mit den Mädchen, die sie liebten, ihm als Dichter begeistert huldigten und in einer schönen gestickten Brieftasche ihre Porträts übersandten. Schiller, tief bewegt und beglückt, ließ doch Monate vergehen, ehe er zur Antwort kam. Die beiden Briefe vom 7. Dezember 1784 an Ferdinand Huber und vom 10. und 22. Februar 1785 an Körner führen uns in die verzweifelte Stimmung der letzten Mannheimer Monate hinein und zu den neuen Freunden und den neuen Zuständen seines Lebens hinüber. Christian Gottfried Körner war seit dem Mai 1783 Oberkonsistorialrat in Dresden. Seine Braut, Minna Stock, Tochter des Kupferstechers, der Goethes Lehrer war, heiratete er am 7. August 1785. Ferdinand Huber war mit ihrer Schwester Dora so gut wie versprochen, konnte aber zu keiner Gestaltung seines Lebens kommen und

ging ihr und dem Freundeskreise später verloren. Körner aber, der jetzt Schiller aus seinen Verpflichtungen löste und ihm dann zunächst für ein Jahr die materielle Unabhängigkeit verschaffte, blieb durch das ganze Leben und über das Leben hinaus sein treuer und zuverlässiger Freund. Er hat ihn auf seinem ganzen Wege zur Größe und Vollendung mit dem verständnisvollsten Anteil begleitet und gehörte zu der kleinen Schar derer, an welche Schiller bei seinen reifen Schöpfungen als an ein ihm liebes Publikum dachte.

In den Mittelpunkt des Schillerschen Lebensbewußtseins tritt diese Freundschaft, an die er als an ein Geschenk der Vorsehung in schwärmerischer Begeisterung sich hingibt. Am 17. April 1785 kam er in Leipzig an, Anfang Mai siedelte er mit den Freunden nach dem Dorfe Gohlis zum Sommeraufenthalt über. Körners Bekanntschaft machte er am 1. Juli 1785 auf dem Gute Kahnsdorf. Am 11. September reiste er nach Dresden, wo das junge Ehepaar Körner seine Wohnung hatte. Herrliche Herbsttage verlebte er noch in Körners Weinbergshäuschen in Loschwitz. Von Ende Oktober 1785 bis zum 20. Juli 1787 lebte er im beständigen innigsten Verkehr mit den Freunden in Dresden. Die Körnersche Episode dauerte also vom 17. April 1785 bis zum 20. Juli 1787. Das Bundeslied des

Kreiſes war das Lied „an die Freude," das große Werk dieſer Zeit der „Don Karlos". Die ganze Stimmungsgeſchichte der Jahre geht in den Briefen an uns vorüber. In dem Schreiben vom 11. Juli 1785 dankt Schiller für Körners Anerbieten, ihn mit ſeinem Vermögen ein Jahr lang finanziell über Waſſer zu halten. In dieſer Zeit verlobte ſich — nicht zur Zufriedenheit Schillers — ſeine geliebte Schweſter Chriſtophine mit Reinwald. Hierauf bezieht ſich der Brief vom 28. September 1785. In den ſpäteren Briefen fühlt man eine wachſende Unbefriedigung in Schillers Seele. Er empfindet die ihm vom Freunde geſchenkte Unabhängigkeit doch als etwas Unwürdiges und die allzu ſtarke Gewöhnung an das beſtändige Zuſammenleben mit Körners in mancher Hinſicht als ein Hemmnis für die freie Entwicklung ſeines Geiſtes. Er ſehnt ſich nach weiterem Wachstum und fühlt, wieviel ihm an ſichern Kenntniſſen fehlt. Jetzt ſetzt der Zug zum Studium der Geſchichte ein. Er verlangt auch nach einer feſten und ſelbſterrungenen Stellung im Leben. Innerlich iſt er mit Körners ſtets in gleicher Treue verbunden geblieben. Aber die äußere Trennung bereitet ſich vor.

Am 20. Juli 1787 brach er auf nach Weimar. Aus ſeinen Briefen ſpricht ein neuer Menſch. Man kann nichts Klügeres und Klareres leſen als ſeine Charakteriſtik des Weimarer Lebens, Wielands,

Herders, des Hofs, auch der Jenaer Universität und ihrer Menschen. Charlotte von Kalb erwartete ihn. Das Verhältnis mit ihr begann in alter Innigkeit, verlor allmählich an Wärme und wurde Schiller schließlich zum lästigen Druck. Mit aller Energie versenkte er sich in das Studium der Geschichte und in die Arbeit an seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande. Ein ungekannter Geist der Nüchternheit zieht in sein Leben ein. Es ist ein gut bürgerliches Ziel, das er sich setzt. Er ist fest entschlossen, sich eine geachtete Stellung unter den Menschen zu erringen. Und er muß gegen Körner Recht und Bedeutung einer solchen Wendung ins Nüchterne verteidigen. Auch der Gedanke an eine eigene häusliche Existenz verläßt ihn in diesen Jahren nie. Neben die fernen Freunde tritt allmählich ein anderes und stärkeres Interesse. Am 6. Dezember 1787 hat er, von einem Ausflug nach Bauerbach und Meiningen über Rudolstadt heimkehrend, hier im Hause ihrer Mutter seine spätere Frau Charlotte von Lengefeld zum erstenmal gesehen. Ende Januar 1788 sieht er sie in Weimar bei einem Maskenball wieder. Als sie Anfang April heimreist, ist es bereits abgesprochen, daß sie ihm in der Nähe von Rudolstadt ein schönes Quartier zum Sommeraufenthalt mieten soll. Am 20. Mai zieht er in die „sehr bequeme, heitere und reinliche Wohnung" bei Kantor Unbehaun in

Volkstädt — eine halbe Stunde von Rudolstadt —, die sie für ihn ausgefunden hatte. In der zweiten Hälfte des August siedelte er nach Rudolstadt selbst über. Erst am 12. November kehrte er nach Weimar zurück. Ein volles halbes Jahr also hat er in beständigem angeregtem Verkehr mit Lotte und ihrer älteren Schwester Caroline, die mit Herrn von Beulwitz unglücklich oder vielmehr gleichgültig verheiratet war, zugebracht. Die Briefe an die Schwestern treten jetzt ganz in den Vordergrund. In seiner geistigen Entwicklung verschwindet in dieser Zeit scheinbar der Dichter hinter dem Gelehrten. Aber das künstlerische Interesse bleibt das stärkste. Es wendet sich der griechischen Literatur zu. Schiller liest Homer und übersetzt Euripides. Das Gedicht „die Künstler" spricht seinen hohen Glauben an die Mission der Kunst aus und atmet die verfeinerte Stimmung, die von seiner Seele Besitz ergriffen hat. Der Brief vom 12. September 1788 über das erste Gespräch mit Goethe am 7. September verrät unleugbar eine tiefe Enttäuschung Schillers. Noch in manchen weiteren Ausbrüchen merkt man die Nachwirkung. Er hat die Nichtachtung, die Goethe ihm erwies, schwer verwunden. Aber die Beziehung, die sich damals nicht bilden wollte und konnte, hat sich später um so inniger und gehaltvoller angeknüpft.

Sein erstes Geschichtswerk trug Schiller die Be-

rufung zu einer unbesoldeten außerordentlichen Professur in Jena ein. Vom 15. Dezember 1788 an beginnen die hierauf bezüglichen brieflichen Erwägungen. Am 26. Mai 1789 war seine Antrittsvorlesung. Das arbeitsreiche Leben des Dozenten begann, aber nur um so größer wurde die Sehnsucht nach den Freundinnen. Mit dem Ende des Semesters eilte er in das Bad Lauchstädt, wo sie sich aufhielten, und erfuhr von Caroline, daß Lotte ihn liebe. Nach Leipzig weiterreisend hat er am 3. August 1789 um sie geworben und ihr Jawort erhalten. Und nun lesen wir seine Briefe voll tiefer und heiliger Liebe, nur seltsamerweise fast alle an beide Schwestern gerichtet. Geliebt hat er nur Lotte, aber er hat sich nun einmal völlig daran gewöhnt, Caroline stets bei ihrem Verkehr zugegen zu wissen, und seiner Natur tut der freie Austausch der Gedanken mit der geistreichen Frau zu wohl, als daß er ihn auch in seiner Liebe und Ehe missen möchte. Die Briefe werden nun erfüllt von Plänen für die Gestaltung ihres künftigen Lebens. Erst im Dezember 1789 wurde das Verhältnis der Mutter Lottens mitgeteilt. Am 22. Februar 1790 war Schillers Hochzeit. Man erfährt aus den Briefen die ganze eigentümliche Art, wie das junge Paar sich zunächst einrichtete. Sie atmen das volle Gefühl des befriedigten Glücks. Nach langen Kämpfen

schien Schiller geborgen. Da traf ihn der grausamste Schlag. Er besuchte mit Lotte Anfang Januar 1791 in Erfurt seinen Gönner, den Koadjutor Dalberg, den älteren Bruder des Intendanten, künftigen Nachfolger des Erzbischofs von Mainz. Am 3. Januar 1791 befiel ihn plötzlich ein Katarrhfieber. Er erholte sich zwar, so daß Lotte bei der Rückreise sogar in Weimar blieb. In Jena aber trat sofort ein Rückfall ein. Es war der Ausbruch der Todeskrankheit, die ihn nicht mehr verlassen sollte. Sobald er sich etwas erholte, begann er das Studium Kants.

An dieser Stelle enden wir den ersten Band unserer Auswahl. Er enthält das Hinaufstreben des Schillerschen Lebens bis zur Sicherheit der eigenen bürgerlichen und häuslichen Existenz und schließt mit dem großen Schicksalsschlag. Der zweite Band läßt uns teilnehmen an der heroischen Arbeit, in der der Dichter bei siechem Körper die eigene philosophische Weltanschauung errang und die große Dichtung seiner Reife schuf.*)

Posen, April 1905. Eugen Kühnemann.

*) Ich verweise die Leser auf mein soeben erschienenes Buch „Schiller" (München, C. H. Beckſche Buchhandlung, 1905).

Friedrich von Schiller: Ausgewählte Briefe

An Friedrich Scharffenſtein.

[1778?]

Ich habe nicht bös an Dir gehandelt, wie Du mein Herz anklagſt. Es iſt rein, heiter, hat bei Deinem Zettel keinen Anteil gefunden, hab' nicht erröten, nicht weinen, nicht beben dürfen, denn es iſt rein, ohne Falſch und Trug, darum kann ich jetzt kluge, ernſthafte, aufrichtige Worte reden.

Wahr iſt's, ich pries Dich in meinen Gedichten zu ſehr! Wahr! ſehr wahr! Der Sangir, den ich ſo liebe, war nur in meinem Herzen. Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurde; aber er war nur in meinem Herzen, und ich betete ihn an in Dir, ſeinem ungleichen Abbilde! Dafür wird Gott mich nicht ſtrafen, denn ich fehlte nur aus Liebe, nicht aus Torheit und falſchem Sinn! Gott weiß, ich vergaß alles, alle andere neben Dir! ich ſchwoll neben Dir, denn ich war ſtolz auf Deine Freundſchaft, nicht um mich im Aug' der Menſchen dadurch erhoben zu ſehen, ſondern im Aug' einer höhern Welt, nach der mein Herz mir ſo glühte, welche mir zuzurufen ſchien: das iſt der einige, den Du

lieben kannſt, ich ſchwoll, wie ich ſage, in Deiner Gegenwart, und doch war ich nie ſo ſehr gedemütigt, als wenn ich Dich anſah, Dich reden hörte, Dich fühlen ſah, was Dir die Sprache verſagte, da fühlte ich mich kleiner als ſonſt überall, da tat ich auch Wünſche an Gott, mich Dir gleich zu machen! Scharffenſtein! er iſt bei uns, er hört dieſes, und richte, wenn's nicht an dem ſo iſt! es iſt, ſo wahr meine Seele lebt. Es koſtet Dich wenig Müh', Dich zu erinnern, wie ich in dieſem Vorſchmack der ſeligen Zeit nichts als Freundſchaft atmete, wie alles alles, ſelbſt meine Gedichte vom Gefühle der Freundſchaft belebendigt wurden, Gott im Himmel mög' es Dir vergeben, wenn Du ſo undankbar, unedel ſein kannſt, das zu verkennen.

. . . Warum aber, weiß ich wohl, wirſt Du mich fragen, warum biſt Du kälter geworden? Höre, Scharffenſtein, Gott iſt da, Gott hört mich und Dich, Gott richte! Meinſt Du, es war Prahlerei, Phantaſie, meinſt, ich hätte Dich darum erwählt, um einen zu haben, von dem ich in meinen Gedichten plaudern könne! Hör Elender, wende Dein Angeſicht ewig zur Erde, wenn er noch einmal in Dir auffſteigt, der ſchändliche Gedanke! den Du doch in Deinem Zettel äußerteſt! Gedenkſt Du noch an die Stunde unſerer Verbindung?

. . . Warum ich kaltſinnig worden? Weil ich Dich liebte, weil ich Dein Freund war, und ſah — daß Du es nicht von mir warſt; — faßt Dich der Ge-

danke, Du warſt nicht mein Freund! Du hätteſt Achtung vor mir haben müſſen, wie ich vor Dir; denn wenn man eines Freund iſt, muß man in ihm Eigenſchaften verehren, die ihn verehrungswert machen, aber aber — möge das Dein Herz nicht treffen wie der Donnerſchlag — Du haſt nichts auf mich gehalten, die Eigenſchaften, die das Weſen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, Du haſt meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, Dich darüber luſtig gemacht, und da es Deine Freundſchaftspflicht geweſen wäre, mir in Liebe und Kälte ſolche zu rügen, mir verhehlt, haſt mir ſie nur im Zorn vorgeworfen. Pfui! Pfui! der ſchändlichen Seele! — war das Freundſchaft oder war's Trug, Falſchheit? — Sieh, hier hab ich Klage auf Klage gehäuft; aber ich will's verantworten, will Dir hernach alles vor Augen bewieſen hinlegen, ſieh nur daraus, wie wenig Achtung, Liebe Du für mich hegteſt, wie klein Du mein Herz gefunden; konnteſt Du ſo mein Freund ſein? konnteſt Du den lieben, der ſo viel Lächerliches ꝛc. an ſich hat? — oder wollteſt Du den Namen Freundſchaft borgen? — oder hatteſt Du wirklich im Sinne, mich zu beſſern — ah! pfui! des betrogenen, blinden Seelenkenners: Du haſt den Weg verfehlt, Seelen zu beſſern! — — So greift man's nicht an!

Du haſt nichts auf mich gehalten! — wie oft (aber immer nur, wenn Du in Zorn gerietſt, ſonſt heucheltеſt Du Achtung und Bewunderung)

wie oft, wie oft hab' ich's hören müſſen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Weſen eben ein Gedicht ſei, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung. Von Gott, Religion, Freundſchaft ꝛc. Phantaſie, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Chriſten, nicht vom Freund herausgequollen — oh weh, o weh, was das mein Herz angriff, und Ihr habt's geſagt, Gott weiß es, Gott zeug es, geſagt habt Ihr's, o mit den trügenden Zügen, mit der ernſteſten Miene — o weh! o weh! und wie ſchmerzt mich das von Euch! — von Dir!

. . . Ferner. Du haſt Dich über meine Laſter luſtig gemacht! Du kannteſt meine Eigenliebe. — Lieber himmliſcher Vater, ich erkenne dieſes Laſter als eines der ſchändlichſten, wurzle mir's aus dem Herzen, lieber himmliſcher Vater, ich erkenn's, bereu's! — und Du kannteſt meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angeſicht des Nahen Dir ſagen: — Du haſt Dich drüber luſtig gemacht — Du, mein Freund, vor den Leuten mich beſchämt, Du, der mir in der Stille verborgen, verſchwiegen hat! Wie oft, das will ich nur noch nebenher ſagen, haſt Du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in Himmel meinen Geiſt erhoben, wie oft, wenn wir zuſammenſaßen auf meinem Bette, ganz erſtaunungsvoll meinem törichten Eigenlob zugehört, nichts geſagt, als wenn Dir's im Eifer herausplatzte, oder dem Boigeol ins Ohr gedißelt und haſt mich doch nie getadelt, auch bei dem Tadelhafteſten. Wollteſt mir Du meine Eigen-

liebe befriedigen? — — Zurück ich ſchäme mich, jemals der Freund eines ſolchen geweſen zu ſein! Denkſt Du auch noch an das, wie wir einſt unter vielen an Gebels Bette ſtanden, wie Du mich bateſt, mich mit Dir zu meſſen (p. parenthes. muß ich auch noch ſagen, daß mir auch das mißfiel, Du ſahſt ja, mußteſt ſehen, mit wieviel Schmerz und Zwang und ungern ich Dir willfuhr, denn eben damals war mir von Haus etwas zugeſtoßen, und haſt ſchon oft mir dieſe Mühe gemacht, ohne Notwendigkeit) alſo ſagt ich, ich maß mich mit Dir, und da gabſt Du Dein Erſtaunen vor den Ohren einiger mit einem böſen Lächeln alſo zu erkennen: Er wächſt an Körper und Geiſt! (und indem Du Dich zu mir wandteſt) Ein ganzer Kerl! — — o ſahſt Du auch, wie ich damals errötete, ſahſt Du nichts mehr? Da Du mich hinſtellteſt, meine Eigenliebe vor allen auszuhöhnen, und ich da ſtand, Gott mit welcher Empfindung, Gott weiß, es war mir leid um meinen großen Fehler der Eigenliebe, aber dieſer Hohn, dieſer Augenblick — — von Dir — vor den Augen — o ich konnte nicht weinen, ich mußte mich wegwenden, eher Zernichtung, als noch ſo einen Augenblick von Dir — mög' dieſe Träne nicht heiß auf Deine Seele fallen!

. . . Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, geſetzter biſt als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meiſten, ganz genähert haſt, gleichkommen biſt, weil ich ſonſt keinen

Freund habe! — Das hab' ich Dir auch geſagt in der Stiftungsſtunde! haſt Du's erfüllt, haſt Du's erkannt? Scharff: Der Herr iſt da, der Herr ſieht's, er ſei Richter zwiſchen mir und Dir!

Und nun will ich des Briefs ein Ende machen. Ich bin nicht verlaſſen. Sieh, ich hab' eine Quelle gefunden, die mein Herze voll macht und ſegnet, einen großen großen herrlichen Freund, und darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — ſo wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes tun für und für, aber ich werde lang mein Angeſicht wegwenden müſſen von meinem Scharffenſtein, um Tränen zu verbergen! — Ich ſag noch mal: ich vergebe Dir; ſieh, eben hab' ich in der Bibel das Leben Davids geleſen, er und Jonathan liebten ſich wie mein Selim und Sangir, ich werde auch im Himmel von ihnen geliebt werden, weil ich ſie liebe! — Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich ſuchte mir einen für die Unſterblichkeit — — — Aber im Himmel werd' ich ja edle Herzen finden. Leid iſt mir's, daß ich die liebe Strophe in meinem Selim und Sangir Lügen ſtrafen mußte:

Sangir liebte ſeinen Selim zärtlich
Wie Du mich, mein Scharffenſtein,
Selim liebte ſeinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich, mein lieber Scharffenſtein!

An Christophine Schiller.

Stuttgart, den 19. Juni [Montag] 1780.

Liebste Schwester,

Ich verdiente Deine Vorwürfe, warum ich Dir nicht schrieb, schon sehr oft; aber diesen letztern verdien' ich nicht, meine Liebe. Du wußtest wohl damals noch nicht, daß mir ein teurer werter Freund durch einen frühen Tod entrissen wurde, der junge Sohn des Hauptmanns v. Hoven, und nun begreifst Du leicht, wie wenig ich Raum zu schreiben haben konnte, da ich immer um des Sterbenden Bette als Mediziner sowohl als auch und noch mehr als ein teilnehmender Freund beschäftigt war, und selbst eine Nacht durch mit seinem Bruder und seiner angefochtenen Mutter bei ihm wachte. — Begreifst auch, wie wenig ich zu dieser Zeit zum Briefschreiben gestimmt sein konnte.

O meine Liebe, mit Mühe, mit schwerer Mühe hab ich mich aus Betrachtungen des Todes und menschlichen Elends heraus gearbeitet, denn es ist etwas sehr Trauriges, teure Schwester, einen Jüngling voll Geist und Güte und Hoffnung dahinsterben sehen — denn der verstorbene teure und edle Jüngling war mir äußerst interessant. Du kanntest ihn zu Ludwigsburg als wild und leichtsinnig und roh — aber er bildete sich in den 9 Jahren, die er in der Akademie zubrachte, besonders in den zwei letztern, auf die vorteilhafteste Weise zu einem feinen, empfindungsvollen, zärtlichen und geistvollen Jüng-

ling, wie wenig ſind —. Und ich darf Dir ſagen, mit Freuden wär ich für ihn geſtorben. Denn er war mir ſo lieb, und das Leben war und iſt mir eine Laſt worden.

O meine gute Schweſter, was Dein empfindungsvolles Herz — was die zärtliche Mutter — was ach was mein ehrwürdiger, mein beſter Vater, der ſo viel auf mich rechnet, mehr als ich ihm jemals leiſten werde — gelitten haben würden, wenn ich der einzige Sohn und Bruder an dieſes Stelle geweſen wäre, und doch, doch hätte es ja ſein können; kann es vielleicht noch ſein, daß Ihr die Freude nicht mehr erlebt, mich aus der Akademie treten zu ſehen, daß ich — ſiehſt Du, ich mag Dir's nicht ausſprechen, aber es kann ja ſein — wer hier in die geheimen Bücher des Schickſals ſchauen könnte — mir wär's erwünſcht, zehntauſendmal erwünſcht. Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich ſie vor der Zeit verlaſſen darf. Ich bitte Dich, Schweſter, wenn es geſchehen ſollte, ſo ſei klug und tröſte Dich und Deine Eltern.

Ich habe dem Vater des verlorenen Edeln ſelbſt geſchrieben, und die Antwort darauf war mir ſehr ſchmeichelhaft; er wolle mich für ſeinen zweiten Sohn halten, mein Freund, mein Vater ſein. Schweſter, Du begreifſt's, dies hat mich ſehr gerührt. Ich habe das Glück vor vielen Tauſenden (das unverdiente Glück), den beſten Vater zu haben, und hier findet ſich ein anderer, auch vortrefflicher Mann, der mich

Sohn nennet. Ich habe viele Freunde in der Akademie, die mich sehr lieben. Ich habe Dich, meine Teure, und doch kann dies alles keine Heiterkeit von einiger Dauer in meine Seele rufen. Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geists untergräbt....

An Heribert von Dalberg.

Stuttgart, den 6. Oktober [Sonnabend] 81.

Hier erscheint endlich der **Verlorene Sohn** oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber ich bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazarett mich von meinen otiis poëticis sehr oft abrief.

Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun getanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundanlage des Stücks schon notwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Grenzen der

Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie oder sonst leidigen Konventionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt sein können, daß es wie in der Natur, so auf der Bühne, für eine Idee, eine Empfindung, auch nur einen Ausdruck, ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Also Hermann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Kontrast, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber kontrastieren zu lassen, ohne in einem von ihnen gegen die Delikatesse des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte und den Plan davon bei mir entwarf, dacht ich mir die theatralische Darstellung hinweg. — Daher kam's, daß Franz als ein raisonnierender Bösewicht angelegt worden, eine Anlage, die, so gewiß sie den denkenden Leser befriedigen wird, so gewiß den Zuschauer, der vor sich nicht philosophiert, sondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich diesen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Ökonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich sehe also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erscheinen

wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nüancen vorüberreißt und ihn alſo um wenigſtens den dritten Teil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſichert bin, ſeinen Mann unter den H. H. Schauſpielern findet, dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen, einige wenige Spekulationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dies ganze Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.

Spiegelberg, Schweizer, Hermann u. ſ. w. ſind im eigentlichen Verſtande Menſchen für den Schauplatz, weniger Amalia und der Vater.

Ich habe ſchriftliche, mündliche und gedruckte Rezenſionen zu benutzen geſucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leiſten konnte, denn nur dem Verfaſſer eines Stücks, zumal wenn er ſelbſt noch Verbeſſerer wird, zeigt ſich das Nonplusultra vollkommen. Die Verbeſſerungen ſind wichtig, verſchiedene Szenen ganz neu, und meiner Meinung nach das ganze Stück wert.

Darunter gehören: Hermanns Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, ſeine Szene mit dieſem, die in der erſten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Rezenſenten) gänzlich und ſehr unglücklich vergeſſen worden. Doch hat mein Rezenſent den Ausgang dieſer Unterhand-

lung anders erwartet, aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er jetzt ist, für recht hielt. Seine Szene mit Amalien im Garten ist um einen Akt zurückgesetzt worden, und meine guten Freunde sagen, daß ich im ganzen Stück keinen bessern Ort hätte dazu wählen können als diesen, keine bessere Zeit, als einige Augenblicke vor Moors Szene mit Amalien. Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist seltsam. Eine Szene, wie seine Verurteilung im fünften Akt, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, ebensowenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks deucht mich nun die Krone desselben zu sein. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß sein sollte, so steht es in der Willkür des Theaters, Raisonnements abzukürzen oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu tun. Aber dawider protestiere ich höchlich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmele....

An Heribert von Dalberg.

Stuttgart, den 4. Juni [Dienstag] 82.

Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hieherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat, Euer Exzellenz für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeugen. Und doch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich, durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand sein als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.

Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmütiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern, ich weiß, wie stark Ihr Mut ist, eine schöne Tat zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt, aber es war dieser Versicherung nicht nötig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit

mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden.

Brauch ich mehr zu ſagen als dieſes, um von Dalberg alle Unterſtützung zu erwarten?

E. Exz. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verſpruch verſiegelte, ewig fühlen; Sie ſchienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu emploieren, als in dem Mittel, mich von hier weg zu bekommen, zu finden. Jenes ſteht ohnehin ganz bei Ihnen allein — zu dieſem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1. Da im ganzen genommen das Fach der Mediziner bei uns ſo ſehr überſetzt iſt, daß man froh iſt, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird, ſo kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der ſich nicht trotzen laſſen will, mit guter Art den Schein gibt, als geſchähe es durch ſeine willkürliche Gewalt, als wäre es ſein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Euer Exzellenz ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den

Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vokation ſeiner Erziehungsanſtalt quaſi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der Paſſepartout beim Herzog.

2. Wünſchte ich (und auch meinetwegen) ſehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Mannheim auf einen gewiſſen beliebigen Termin feſtſetzten (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach deſſen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So ſieht es mehr einer Reiſe als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch ſo hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh ſein, wenn ich ſelbſt nicht mehr anmahne.

3. Würde es höchſt notwendig ſein zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten, zu Mannheim zu praktizieren und meine mediziniſchen Übungen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nötig, damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu ſorgen, kujoniere und weniger fortlaſſe.

Wenn Euer Exzellenz dieſe 3 Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, ſo ſtehe ich ziemlich für den Erfolg.

Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnte E. E. in das Innere meines Gemüts sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja, ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme und wünsche nichts anders, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles was ich bin für Sie aufzuopfern wünsche.

An Heribert von Dalberg.

[Sachsenhausen, den 30. September. Montag. 1782.]

Euer Exzellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nötigen Hilfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit

wegen, schnell und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich von Ew. Exzellenz unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei, als auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen notwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse tun muß, aber, ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht.

Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus Ew. Exzellenz meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimütig um Unterstützung zu bitten. So höchst notwendig ich jetzt des Ertrages bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen darf, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den

Mut, Ew. Exzellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benötigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 fl. nach Stuttgart zu zahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn Ew. Exzellenz (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hierzu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinst der ersten Vorstellung meines Fiesko mit aufgehobenem Abonnement zuzusprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Wert meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege), beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu applanieren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden Euer Exzellenz also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen.

Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bis-

herigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, Euer Exzellenz mit einer dringenden Vormalung meiner Not zu quälen. Schnelle Hilfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann, H. Meyer ist von mir gebeten, mir den Entschluß Euer Exzellenz unter allen Umständen mitzuteilen und Sie selbst des Geschäfts mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich Eurer Exzellenz wahrsten Verehrer.

An Andreas Streicher.

Bauerbach, den 8. Dezember [Sonntag] 1782.

Liebster Freund!

Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.

Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt. Ich kam abends hierher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hierher war — zeigte meine Briefe

auf und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Angst darauf sein lassen.

Schreiben Sie mir doch, wo Sie gesonnen sind zu bleiben. Halten Sie sich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer fleißig an Schwan, Meier und meine Freunde. Besser, Sie bleiben aber nicht dort, und verfolgen ihren ersten Anschlag, der mir immer der vernünftigste schien.

Was Sie tun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrnen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H.....t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter....

An Heribert von Dalberg.

S. Meinungen, den 3. April [Donnerstag] 83. Daß Eure Exzellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders als schmeichelhaft sein. Sie wünschten zu hören, wie ich lebe? — Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein.

E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſchte nichts als ſolches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stücke vorauszuſagen.

Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satire und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart hat dieſes Trauerſpiel auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler, die ich E. E. mit Abſicht vorherſage, für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit den übrigen zufrieden ſein werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles übrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar ſein, und ich werde es beſſer zurückbehalten. Dieſes überlaſſe ich nun dem Urteil E. E. Meine Kritik würde zuviel von meiner Laune und Eigenliebe partizipieren. Gegenwärtig arbeite ich an einem Dom Carlos. Ein Sujet, das mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich E. E. zu verdanken habe. Dazwiſchen will ich an einem Trauerſpiel von Prinz Konradin arbeiten.

An Reinwald.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte, am 14. April [Montag] 83.

In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk ich Sie Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. Prüfen Sie ſolche. Ich ſtelle mir vor — jede Dichtung iſt nichts anderes, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir ſchaffen uns einen Charakter, wenn wir unſre Empfindungen, und unſre hiſtoriſche Kenntnis von fremden, in andere Miſchungen bringen — bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmeren das Minus oder den Schatten vorwalten laſſen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tauſend und wieder tauſend Farben entſtehen, ſo bin ich zu glauben geneigt, daß in unſrer Seele alle Charaktere nach ihren Urſtoffen ſchlafen und durch Wirklichkeit und Natur oder künſtliche Täuſchung ein dauerndes oder nur illuſoriſches — und augenblickliches Daſein gewinnen. Alle Geburten unſrer Phantaſie wären alſo zuletzt nur wir ſelbſt. Aber was iſt Freundſchaft oder platoniſche Liebe denn anders, als eine wollüſtige Verwechſlung der Weſen? Oder die Anſchauung unſerer Selbſt in einem andern Glaſe? —

Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Land der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das Fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Ökonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — so wie eine Leibnizische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen.

Ein ewiges notwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Zirkel auszuführen, hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: Der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kuß bis zur innigsten Umarmung — so viele Äußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaften sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andre Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf anderen Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freunds feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsere poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung

nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein. — Denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen — daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius

von Tarent mehr als Leſſings Emilia, wenngleich Leſſing unendlich beſſer als Leiſewitz beobachtet. Er war der Aufſeher ſeiner Helden, aber Leiſewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich ſo ſagen darf, ſein eigener Leſer, und wenn er ein theatraliſcher iſt, ſein eigenes Parterre und Publikum ſein. — —

Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchleſen finde, mit zu wenig Worten geſagt. Vielleicht führe ich ſolches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich ihn gewiſſermaßen ſtatt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Buſen — ich ſchwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einſt fertig iſt, ſo werden Sie mich und Leiſewitz an Don Carlos und Julius abmeſſen — nicht nach der Größe des Pinſels — ſondern nach dem Feuer der Farben — nicht nach der Stärke auf dem Inſtrument — ſondern nach dem Ton, in welchem wir ſpielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakeſpeares Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leiſewitz' Julius, und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen, in Darſtellung der Inquiſition die proſtituierte Menſchheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will — und ſollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer

Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Beſter, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal geſetzt. Sie ſind der edle Mann, der mir ſo lange gefehlt hat, der es wert iſt, daß er mich mitſamt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden beſitze, denn er wird jene dulden und dieſe mit einer Träne ehren. Teurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schickſal ſtritte zu früh wider mich. Lieben und ſchätzen Sie mich wegen dem, was ich untern beſſern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Abſicht in mir, die die Vorſicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein!

An Henriette von Wolzogen.

Mannheim, den 11. Auguſt [Montag] 1783.

Aus einem Tumult von Zerſtreuungen fliege ich an Ihr Herz, beſte Freundin, denke mich zu Ihnen in Ihr neues Stübchen hinein, wo auch ich vielleicht jetzt Ihr Gedanke bin, und erzähle Ihnen mein jetziges Schickſal. Vor allem andern tauſendfachen Dank für Ihren lieben zärtlichen Brief. Alſo weiß ich gewiß, daß Ihr Herz noch für mich das vorige iſt. — Womit beweiſe ich Ihnen doch, daß es auch das meinige bleiben wird?

Ich wollte Ihre Antwort auf mein letztes Schreiben erst abwarten, darin ich Ihnen meine Adresse wissen ließ, eh ich diesen Brief an Sie fortschickte. Doch ich wartete vergebens, und er wandere in Gottesnamen fort.

Die 14 Tage, die ich jetzt in Mannheim zugebracht, sind beinahe ganz fruchtlos für mich gewesen. Dalberg war abwesend, einige Spieler in Urlaub, die mehresten Familien aufs Land ausgeflogen, und eine unerträgliche trockene Hitze verdarb mir beinahe allen Genuß des Lebens. Das Theater hat mir wenig genutzt, weil des Sommers wenig Stücke gegeben werden, die wichtig sind, auch ohne Schaden nicht gegeben werden können; zudem war die Anwesenheit der Kurfürstin und des Zweibrücker Herzogs schuld, daß meistens Alltagskomödien vorkamen, wovon diese Liebhaber sind. Viel hab' ich auch nicht gearbeitet, weil Zerstreuung und Hitze es mir unmöglich machten. Also die Summe vom Ganzen ist: ich habe diese Zeit über wenig gewonnen.

Dalbergs Ankunft aber scheint sehr viel für mich verändern zu wollen. Gestern traf er hier ein und wurde gleich von meinem Hiersein benachrichtigt, das ihm höchst angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichste Art zuvorkam und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür

ich gottlob keine Ohren mehr habe. Ich war heute bei ihm und zwar sehr lange. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft. Indes glaub' ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein Fiesco soll hier gegeben werden, und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um und setze die Vorstellung durch. Morgen (Mittwoch am 13.) wird meine Luise Millerin in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hat, vorgelesen, und dann wird sich's entscheiden, ob sie hier vorgestellt wird. Dalberg versprach, mir zu Gefallen meine Räuber und einige große Stücke spielen zu lassen, um die Stärke der Schauspieler daraus zu beurteilen und mich in Feuer zu setzen. Meine Räuber sollten mich freuen.

An Schwan habe ich mich am meisten attachiert, und Sie, meine Teuerste, schätzen ihn ja auch. Ihm allein habe ich meine Millerin vorgelesen, und er ist äußerst damit zufrieden. Von Wieland hat er mir Briefe gezeigt, die beweisen, daß Wieland sehr warm für mich fühlt und groß von mir urteilt. Dieses letztere ist mir wegen vieler Umstände nicht gleichgültig. Bei Schwan habe ich auch sonst gute Bekanntschaften gemacht. Noch dato war ich nirgends als in Oggersheim, wo die Kurfürstin wirklich residiert, und man mir das Schloß und den Garten

gezeigt hat. In dem Wirtshaus, wo ich im vorigen Jahr 7 Wochen gewohnt habe, bin ich auf eine Art empfangen worden, die mich recht sehr gerührt hat. Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden. Die nächste Woche will ich in Gesellschaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren. Mein Vater schreibt mir heute, daß er sich Hoffnung mache, ein Rendezvous in Bretten zu veranstalten. Von Wilhelm erwarte ich alle Tage Briefe, vorzüglich aber von Ihnen, meine Beste.

In Absicht auf meine Aussichten mit dem hiesigen Theater und meinen Stücken kann Ihnen dieser Brief nicht das geringste bestimmen, aber in 8 Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise von hier, denn nichts in der Welt wird mich fesseln. Schwan rät mir an, wenn meine Stücke zum Theater gebracht werden sollten, mit Dalberg um den Preis der ersten Vorstellung bei jedem zu akkordieren, weil ich dann aus beiden zusammengenommen 400—500 fl. würde zu ziehen haben, und dann in einem halben Jahre das Stück zum Drucken verkaufen könnte. Auch rät er mir, beide abschreiben zu lassen und nach Berlin, Wien und Hamburg Exemplare davon zu versenden, wo mir vielleicht die Theater einen Preis zuerkennen würden. Sie wissen, meine Beste, wie mißtrauisch mich das widrige Glück gegen die glänzendsten Offerten gemacht hat, und werden mir also glauben, daß ich nimmermehr darauf baue. Ich bin froh,

wenn ich 200 fl. aus beiden Stücken vom Theater gewiß habe, doch will ich Schwans Rat sehr gern befolgen.

Das ist also alles, was ich Ihnen jetzt von meinen Angelegenheiten schreiben kann. Es steht noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptsache einig werden.

Aber, meine beste liebste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt, wie sehr haben Sie in meinen Augen neben diesen neuen Connaissancen gewonnen! Ich will und kann auch recht fleißig bei Ihnen arbeiten. Mein Aufenthalt in B. soll mir von allen Seiten der vorteilhafteste bleiben und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert, und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben. —

Aber wie bringen denn Sie jetzt Ihre Tage zu? Sehr düster, sagt mir Ihr letzter Brief. Hoffentlich ist die Lotte weiter bei Ihnen gewesen, oder wirklich noch bei Ihnen. Sollten Sie bei dieser lieben vortrefflichen Tochter eine Freude vermissen? Beste Freundin, Sie haben das seltene große Glück, so gute Kinder — so liebe Geschwister, und einen (wenigstens einen) recht treuen und zärtlichen Freund zu haben, und

doch sollte eine Melancholie bei Ihnen einwurzeln können? Sollten Sie — eine Christin — die es fühlt, daß der Faden unserer Schicksale durch die Hand Gottes geht, an wahren Glückseligkeiten des Lebens verzweifeln? Nein, meine Teuerste, ich weiß, dieses tun Sie nicht, und, wenn das Ihre Beruhigung vermehren kann, ich hafte Ihnen für ewige Freundschaft. Daß Sie mich 100,000,000 mal der lieben Lotte empfehlen, versteht sich, und sagen Sie ihr auch, daß ich schon einen Brief an sie angefangen, aber wieder zerrissen habe, weil ich ihn unmöglich kalt schreiben, und die Amtmännin keinen warmen sehen kann. Rheinwald grüßen Sie und beide Pfarrers. Auch die Judith laß' ich schön grüßen, und es freut mich, daß sie mich noch lieb hat. Grüßen Sie mir alle Plätze in Bauerbach und lassen Sie mich jetzt Gebrauch von dem Titel machen, den Sie mir gegeben haben, und der von keinem stolzern verdrängt werden soll: — lassen Sie mich, beste Mama, mich Ihren zärtlichsten Sohn nennen.

An Henriette von Wolzogen.

Mannheim, den 11. September [Donnerstag] 1783.

Endlich kann ich mich wieder zu Ihnen wenden, meine Teuerste. Wie viele tausend Besorgnisse wegen meinem monatlichen Stillschweigen in Ihrem zärtlichen Herzen aufgestiegen sein mögen, kann ich

mir leicht einbilden, und ich fürchte, Sie haben den wahren Grund davon erraten. Schon 3 Wochen liege ich krank, meine Beste. Ohne Lebensgefahr, gottlob, aber ein kaltes Fieber, davon ich täglich einen Anfall auszustehen hatte, hat mich entsetzlich mitgenommen, und ob ich gegenwärtig schon, bis auf Mattigkeit und Schwäche des Kopfs, wieder genesen bin, so werde ich dennoch vor 14 Tagen nicht aus dem Hause kommen. Schon die 8 Wochen, die ich in Mannheim zubringe, wütet eine gallichte Seuche in der Stadt, die so allgemein ist, daß unter 20,000 Menschen 6000 krank niederliegen. Meier ist während meines Hierseins daran gestorben. Ein Freund, dem ich viel schuldig war. Jetzt — Gott sei Dank — ist die Epidemie im Sinken. Für mich befürchten Sie nichts mehr. Ich war in den besten Händen und wurde wie ein Kind des Hauses gepflegt und wurde sogar, weil mein Kopf sehr angegriffen war, einem andern Doktor übergeben.

Ich hatte mir vorgesetzt, Ihnen, meine Liebe, Schritt vor Schritt, alles was sich für mich Schlimmes und Gutes hier ereignen würde, zu wissen zu tun — meine Krankheit hat dieses nichtig gemacht, und ich muß Ihnen nunmehr kurz und summarisch Bericht von allem Vergangenen und Künftigen abstatten und meine Sachen in die möglichste Kürze zusammenziehen. —

Ihr letzter Brief, der mich notwendig traurig machen mußte, weil er aus einem so traurigen

Herzen floß, hat gewiſſermaßen den Ausſchlag in meinen Zweifeln gegeben. Eben als ich ihn erhielt, hatte Dalberg Angriffe auf meinen Entſchluß getan. Sie erinnern ſich, meine Beſte, daß ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben, mich nicht ſelbſt anzubieten und in keinem Fall den erſten Schritt zu einem Engagement zu tun. Ich gebe Ihnen jetzt mit aller Freudigkeit eines reinen Gewiſſens dieſes mein Ehrenwort wieder, daß ich mein Verſprechen gehalten. Dalberg ſelbſt kam mir mit dem Antrag entgegen, daß ich hier bleiben ſollte. Er ſtellte mir frei, auf wie lang ich mit dem Theater akkordieren und was ich für meine Verwendungen fordern wollte. Ob ich Ihnen nun gleich bei meiner Abreiſe die Erklärung getan, daß ich vielleicht den Winter hier zubringen wollte, ſo zweifelte ich doch heftig bei mir ſelber, und ein allmächtiger Hang zu unſerm ſtillen, herrlichen Leben behielt ſchon die Oberhand, als Ihr Brief anlangte, und ich erfuhr, daß Winkelmann 2 Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wiſſen, meine Beſte, daß mich die Ankunft dieſes Herrn ſelbſt aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort geweſen wäre, wieviel mehr mußte ſie mich jetzt von meiner Reiſe zurückhalten. Ich entſchied alſo für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr 3 Wochen, wo ich bei ihm an Tafel war, wurden wir richtig. Ich bleibe bis auf den Mai 1784 hier, und folgende Punkte ſind unter uns feſtgeſetzt.

1. Bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesco — meine Luise Millerin — und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragzeit noch machen muß.

2. Der Kontrakt dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten; ich habe aber die Erlaubnis herausbedungen, die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen.

3. Ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 fl; wovon mir schon 200 ausbezahlt sind. — Außerdem bekomme ich von jedem Stück, das ich auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme einer Vorstellung, die ich selbst bestimmen kann und welche nach Verhältnis 100 bis 300 fl. betragen kann. — Dann gehört das Stück dennoch mein, und ich kann es nach Gefallen, wohin ich will, verkaufen und drucken lassen. Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende August 1784 die unfehlbare Aussicht auf 12—1400 Gulden, wovon ich doch 4 bis 500 auf Tilgung meiner Schulden verwenden kann.

Danken Sie mit mir Gott, meine Beste, daß er mir hier einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwarr meiner Schulden zu reißen und der ehrliche Mann zu bleiben. Dieser Gesichtspunkt allein, ich gestehe es, kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe

tröſten und gibt mir jetzt auch den Mut und die ruhige Feſtigkeit, Ihnen zu ſagen, daß wir uns vor 8 oder 9 Monaten nicht ſehen werden. Bis dahin, meine geliebteſte Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, der uns einander in der beſtimmten Stunde glücklicher wiedergeben wird. Gedenken Sie meiner in Ihren einſamen Augenblicken, nennen Sie mich in Ihrem Gebete mit Ihren Kindern Gott und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundſchaft — wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß und ſoll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung ſein. — Sie waren die erſte Perſon, an welcher mein Herz mit reiner unverfälſchter Zuneigung hing, und eine ſolche Freundſchaft iſt über allen Wechſel der Umſtände erhaben. Fahren Sie fort, meine Teuerſte, mich Ihren Sohn zu nennen, und ſeien Sie verſichert, daß ich das Herz einer ſolchen Mutter zu ſchätzen weiß. Unſere Trennung, deren Notwendigkeit ich Ihnen nicht erſt beweiſen darf, wird meine Gemütsruhe wiederherſtellen, eine Ruhe, die ich ſchon ſo lange nicht mehr genoſſen habe, weil die Unbeſtimmtheit meiner Ausſichten und der nagende Gedanke meiner Schulden mich unaufhörlich verfolgten. Mein hieſiger Aufenthalt wird mich auch in meiner Wiſſenſchaft vollkommener machen und nur deſto gerechtere Anſprüche auf ein künftiges Glück verſchaffen. Ich war alſo dieſen

Schritt mir selbst und meinem ehrlichen Namen schuldig, und Gott wird mich weiter führen.

Übrigens, meine Beste, kann ich Ihnen von meiner hiesigen Lebensart nichts anders als Gutes melden, und vieles vereinigt sich, mir Nutzen und Vergnügen zu machen. Fremde und Einheimische suchen mich auf und bemühen sich um meine Freundschaft. Während meiner Krankheit habe ich die besten Zerstreuungen gehabt, und mein Zimmer war selten von Besuchern leer. Den Tag vorher, eh' ich mich legte, wurden mir zu Gefallen die Räuber gegeben, und das Haus wimmelte von Zuschauern. Bei Dalberg speise ich öfters und bei Schwan — zwei Häusern, wo ausgesuchte Gesellschaft ist, und in dem ersten geht es fürstlich zu. Im Theater geh' ich frei aus und ein, wie in meinem eigenen Hause. Sobald ich wieder ausgehen darf, werde ich einige neue Bekanntschaften von Stande machen, die mich kennen lernen wollen. Ich bin recht artig logiert — ach Beste! Wenn Sie mich einmal überraschen sollten! In einigen Wochen erwarte ich meine Schwestern und werde sie vielleicht 4 Wochen hier behalten. Dafür müssen sie mir aber Hemden machen und Strümpfe stricken. — Kost mit Wein und Kaffee und Logis kommen mich das Vierteljahr auf 5 Karolin. Meine Equipage nimmt mir aber viel Geld weg, weil ich noch gar nicht auf den Winter eingerichtet bin. Diese Ausgabe macht, daß Sie mit diesem Brief noch kein Geld bekommen, hingegen

iſt die halbe Einnahme von meinem Fiesco, der auf den Karneval geſpielt werden wird, Ihnen beſtimmt, wie auch die halbe Einnahme von meiner Luiſe Millerin. Der verdrießliche Vorfall mit des Grünenbaumwirts Schimmel kommt mir recht ungeſchickt, und eigentlich bin ich nichts zu zahlen verbunden, weil der Gaul hätte geöffnet werden ſollen. Doch können Sie, um ſich aus dem Handel zu ziehen, dem Kerl etwas verſichern, das ich bezahlen will, aber ſo wenig als möglich. Ihre glückliche Kur mit des Flurſchützen Kind war wirklich auch recht angemeſſen gut, und in der Not waren die Mittel ſchon ganz recht. Dieſe gut gelungene Tat muß Ihnen eine wahre herzliche Seelenwonne geweſen ſein. Könnte ich Ihnen doch zur Verſorgung unſers lieben Wilhelms einmal Glück wünſchen, meine Beſte, aber der ſchleichende Gang des Herzogs und Obriſt Seegers hat mir niemals gefallen wollen. Am Ende müſſen Sie aber doch, und die wenigen Monate, die noch bis Dezember ſind, wird Wilhelm doch aushalten können, da er ſchon dreimal ſo viel Jahre überſtanden hat. Der guten Lotte empfehlen Sie mich milliontauſendmal. Wär ich doch nur jetzt einen Tag bei Ihnen beiden — wie gern wollt ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! — aber ein Zeitraum von 8 Monaten iſt im ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man dieſe nicht aus. Dann haben Sie mich wieder, meine Teuerſte, und wenn es der Himmel will, beſſer

und glücklicher. Freuen Sie sich mit mir nicht auch auf den herrlichen Augenblick, wenn wir uns wieder entgegen fliegen? Sehen Sie, diese Hoffnung macht mich auch schon in der Ferne froh, und ich genieße diese freudige Zukunft schon jetzt. Machen Sie sich diesen Winter doch ja recht viele Zerstreuungen. Ihre Ökonomie, Ihre Untertanen, Ihre Kinder und meine Briefe sollen, denk ich, Stoff genug dazu sein. —

Den 12. Sept. Ich brach gestern hier ab, weil ein Brief von meiner Familie kam. Meine guten Eltern freuen sich außerordentlich, daß sie mich einigermaßen versorgt wissen und so nahe bei sich haben. Bald wird mich Mama und eine Schwester besuchen. — Gottlob, meine Beste, heute ist mein Fieberanfall das dritte Mal ausgeblieben, und ich fühle mich jede Stunde leichter. Das soll, hoffe ich, meine letzte Krankheit in Mannheim sein; da ich nun einmal Bürger darin worden bin, so werde ich künftig unversehrt bleiben. Ja, meine Freundin, ich habe eine Flut von Geschäften vor mir, die ich mein ganzes Leben noch nicht gehabt habe. Das Jahr, das jetzt vor mir liegt, muß über mein ganzes Schicksal entscheiden. . . .

An Ferdinand Huber.

M., den 7. Dezember [Dienstag] 84.

Nimmermehr können Sie mir's verzeihen, meine Wertesten, daß ich auf Ihre freundschaftsvollen Briefe, auf Briefe, die so viel Enthusiasmus und Wohlwollen gegen mich atmeten und von den schätzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jetzigen Brief mit einer Schamröte niederschreibe, welche mich vor mir selbst demütigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtische hangen und in dem Augenblick zu leben und mich anzuklagen scheinen. Gewiß, meine vortrefflichen Freunde und Freundinnen, die Beschämung und die Verlegenheit, welche ich gegenwärtig leide, ist Rache genug. Nehmen Sie keine andre mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht, um diese unerhörte Nachlässigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaßen begreiflich zu machen.

Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten, und eine Stunde in meinem Leben auf das angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmal vors Auge bringt. Ihre

ſchmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illuſion — aber dennoch war ich ſchwach genug, zu wünſchen, daß ſie nicht allzu ſchnell aufhören möchte. Darum, meine Teuerſten, behielt ich mir die Antwort auf eine beſſere Stunde vor — auf einen Beſuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer ſchöneren Laune meines Schickſals, ſchönern Gefühlen würde geöffnet ſein. Dieſe Schäferſtunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundſchaft und Freude. Unglückſelige Zerſtreuungen, deren Andenken mir in dieſem Augenblick noch Wunden ſchlägt, löſchten dieſen Vorſatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmütiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und mein Vergehen, ich eile an den Schreibtiſch, Ihnen, meine Lieben, dieſe ſchändliche Vergeſſenheit abzubitten, die ich auf keine Weiſe aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke ſein, einen Menſchen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte ſo wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie ſich eine Tat reuen laſſen, die Sie an den Undankbarſten auf dem Erdboden verſchwendeten! — Aber nein, das letztere bin ich niemals geweſen und habe ſchlechterdings keine Anlage, es zu ſein. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, ſo fordre ich Sie auf, mein Herz

auf die strengsten Proben zu setzen und mich diese bisherige Nachlässigkeit auf alle Arten wieder ersetzen zu lassen.

Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine so nachteilige Rolle spiele.

Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei wiederfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglings-Epoche meines Lebens mich verfolgten — daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm, und mich endlich wieder glücklich fühlte. — Wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schönen Seelen den Dichter nicht belohnen, wer tut es denn?

Ich habe nicht ohne Grund gehofft, Sie dieses Jahr noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwischenkunft einiger Umstände macht diesen Vorsatz wenigstens für ein Jahr rückgängig, doch könnt' es kommen, daß ich auf die Jubilat-Messe Leipzig besuchte. Welche süßen Momente, wenn ich Sie da treffe, und Ihre wirkliche Gegenwart

auch ſogar die geringſte Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! Minna und Dora werden es wohl geſchehen laſſen müſſen, wenn ſie mich bei meinen neuern poetiſchen Idealen über einem kleinen Diebſtahl an ihren Umriſſen ertappen ſollten. . . .

An Gottfried Körner.

Mannheim, den 10. Februar [Donnerstag] 85.

Unterdeſſen, daß die halbe Stadt Mannheim ſich im Schauſpielhaus zuſammendrängt, einem Auto-dafé über Natur und Dichtkunſt — einer großen Opera — beizuwohnen und ſich an den Verzuk-kungen dieſer armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Teuerſten, und weiß, daß ich in dieſem Augenblick der Glücklichere bin. Jetzt erſt fange ich an, meine Phantaſie, die un-ruhige Vagabundin, wieder lieb zu gewinnen, die mich aus dem traurigen Einerlei meines hieſigen Aufenthalts ſo freundſchaftlich weg und zu Ihnen führt. Es iſt kein Opfer, das ich Ihnen bringe, wenn die Erinnerung an Sie meinen ganzen Hori-zont um mich her zernichtet — es iſt wirklicher Eigennutz, meine ſüßeſte Erholung von meiner jetzigen freudenloſen Exiſtenz, daß meine Seele um Sie ſchweben darf. Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo alle meine Empfindungen in wollüſtiges Trauern dahinſchmelzen, wo ich in mich ſelbſt zurücktrete und

von meiner eigenen Armut schwelge; solche Augenblicke, wo meine Seele aus ihrer Hülle schwebt und mit freierem Fluge durch ihre Heimat Elysium wandert, sollen den Freunden meines Herzens geheiligt sein. Wenn Sie zuweilen, mitten unter den berauschenden Zerstreuungen Ihres Lebens, von einer plötzlichen Wehmut überrascht werden, die Sie nicht gleich erklären können, so wissen Sie von jetzt an, daß in der Minute Schiller an Sie gedacht hat — dann hat sich mein Geist bei Ihnen gemeldet.

Dieser Eingang, fürchte ich, wird einer Schwärmerei gleicher sehen als meiner wahren Empfindung, und doch ist er ganz, ganz Stimmung meines Gefühls. Für Sie, meine Besten, kann ich schlechterdings keine Schminke auftragen, diese armselige Zuflucht eines kalten Herzens kenne ich nicht. Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: „Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörest du." — Urteilen Sie deswegen von meiner Freundschaft nicht zweideutiger, weil sie vielleicht die Miene der Übereilung trägt. — Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hängen an zarten Seilen zusammen, die nicht selten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Akkorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich — edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung. Doch vernünfteln möchte ich über meine Empfindung

nicht gern. Ihre Briefe — und wir waren Freunde. Für Sie spricht Ihr erster freiwilliger Schritt und dann Ihre edle Toleranz gegen mein Schweigen — für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau. Wäre dann aber auch das noch zu wenig, so könnten wir unsere 5 Köpfe zu Lavater tragen.

Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan hat; der bis jetzt nur aus seinen Torheiten schließen kann, daß die Natur ein eignes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wieviel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenso gut sind wie heute, wenn ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird.

Werden Sie nach diesem Geständnis vorbereitet sein, ein zweites zu hören? O meine Besten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt. Ich habe einen so unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen,

daß oft der kleinſte Umſtand mir ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieſes nämliche fängt mir an, mit Ihrer Freundſchaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geſtändniſſe trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter — — — — — — — — 22. Februar. [Dienstag] als jemals fühlte. (Hier bin ich neulich durch einen unvermuteten Beſuch unterbrochen worden, und dieſe 12 Tage iſt ein Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen laſſen — die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens ſchreibe ich Ihnen, meine Beſten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entſchluß aus der Welt zu gehen. Menſchen, Verhältniſſe, Erdreich und Himmel ſind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer ſein könnte, davon ſcheiden mich Konvenienz und Situationen. — Mit dem Theater hab' ich meinen Kontrakt aufgehoben; alſo die ökonomiſche Rückſicht meines hieſigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Konnexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich ſelbſt dahin gehe und perſönlich für mich negotiiere, ſo armſelig ich mich auch ſonſt

bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem anderen lassen Sie mich's frei heraus sagen, meine Teuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach bessern Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in ihrem nähern Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eignes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigern Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherige Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen will ich, werd' ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis tun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.

Werden Sie mich wohl aufnehmen?

Sehen Sie — ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in 3—4 Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes

muß mir da aufgehoben ſein, denn der Gedanke an meine Abreiſe macht mir Mannheim zu einem Kerker, und der hieſige Horizont liegt ſchwer und drückend auf mir wie das Bewußtſein eines Mordes. — Leipzig erſcheint meinen Träumen und Ahnungen wie der roſigte Morgen jenſeits den waldigten Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner ſo innigen prophetiſchen Gewißheit wie dieſe iſt, daß ich in Leipzig glücklich ſein werde. Ich traue auf dieſe ſonderbare Ahndung, ſo wenig ich ſonſt auf Viſionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich — doch warum Ahndung? Ich weiß ja, was auf mich wartet und wen ich da finde?

Ich ſollte Ihnen ſo unendlich viel ſagen, das ihnen einen Aufſchluß über den Paroxismus von Freude geben könnte, der mich bei dieſer Ausſicht befällt. Bis hierher haben Schickſale meine Entwürfe gehemmt. Mein Herz und meine Muſen mußten zu gleicher Zeit der Notwendigkeit unterliegen. Es braucht nichts als eine ſolche Revolution meines Schickſals, daß ich ein ganz andrer Menſch — daß ich anfange Dichter zu werden.

Den Dom Carlos, von dem Sie den erſten Aufzug in der Thalia finden werden, bringe ich — in meinem Kopfe nämlich — zu Ihnen mit, in Ihrem Zirkel will ich froher und inniger in meine Laute greifen. Seien Sie meine begeiſternden Muſen, laſſen Sie mich in Ihrem Schoße von dieſem Lieblingskinde meines Geiſtes entbunden werden.

Der magische Nebel, in den das Gerücht gewöhnlich Schriftsteller einhüllt — Ihre glänzenden Ideale von mir, werden freilich ganz erstaunlich durch meine wirkliche Erscheinung verlieren. Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden; aber gut bleiben Sie mir gewiß. Innige Freundschaft, Zusammenschmelzung aller Gefühle, gegenseitige Verehrung und Liebe, Verwechslung und gänzlicher Umtausch des persönlichen Interesses sollen unser Beieinandersein zu einem Eingriff in Elysium machen. Ich würde unglücklich sein, wenn meine reizende Hoffnung nicht eine ähnliche in Ihnen entflammte, wenn hier unsre Empfindungen nicht eben so harmonisch zusammenflössen, als sie es sonst zu tun schienen.

Ich bin fest entschlossen, wenn die Umstände mich nur entfernt begünstigen, Leipzig zum Ziel meiner Existenz, zum beständigen Ort meines Aufenthalts zu machen. Ich hoffe, daß ich das zu stande bringen kann; doch das weitere ist für diesen Brief zu weitläufig, es sei auf mündliche Erklärungen aufgespart. Hinter die rätselhafte Decke der Zukunft kann der Mensch ohnehin nicht sehen. Ein Moment kann meinen jetzigen Entwürfen ja eine ganz besondere — glückliche — Richtung geben. „Gesegnet sei der Zufall (sagt Ferdinand v. Walter), er hat größere Taten getan, als die klügelnde Vernunft und wird besser bestehen an jenem Tag, als der Witz aller Weisen." — Alle schriftlichen Verbindungen, alle

Träume der Phantaſie — ſo ausſchweifend ſie oft ſein mögen, ſind doch immer nur beſtandloſes Schattenſpiel gegen das Angeſicht zu Angeſicht. Ich fühle, wie teuer Sie mir jetzt ſchon ſind, aber ich weiß gewiß, daß dieſes warme Gefühl für Sie durch unſere perſönlichen Erkennungen und Berührungen unendlich entflammt werden wird. — ...

An Gottfried Körner.

Leipzig, d. 7. Mai [Sonnabend] 85.

Könnte meine herzliche Achtung für Sie, mein Beſter, noch viele höhere Grade zählen, ſo hätte ſie zuverläſſig durch Ihren letzten Brief den höchſten erreicht. Ihr edles Herz lernte ich frühzeitig lieben, Ihren ausdauernden Mut, Ihre Entſchloſſenheit habe ich längſt bewundert, jetzt aber verehre ich Ihren Geiſt. Ja, liebſter Freund, verehren muß ich den Mann, der in einer Epoche, wo gewöhnlich die Glücklichen ſich dem Genuſſe ihrer Wonne mit ſüßer verführeriſcher Erſchlappung dahin geben, und den beſten Teil ihres Daſeins in einem berauſchenden Traume verſchwelgen, der in einer ſolchen Periode nach Taten dürſtet, und — erlauben Sie mir Ihre eignen Worte — darauf denkt, dem Glücke einen Teil ſeiner Schuld abzutragen. Es freut Sie, Teuerſter, daß Sie an mir den Menſchen fanden, dem ſich ſo etwas anvertrauen und mitteilen läßt,

und mich könnt' es stolz machen, daß Sie mich wert halten, die schönste und größte Seite Ihres Geistes mir zuzusprechen. Gewöhnlich hört die Anstrengung auf, wenn der Mensch am längst erflehten Ziele seiner Glückseligkeit landet, der Ehrgeiz und die Tatenbegierde ziehen sonst ihre Segel ein, wenn sie dem Hafen sich nähern — Sie, mein Wertester, spannen jetzt neue und kühnere aus und fangen an, wo die Leidenschaften und Wünsche der andern alltäglichen Menschen ein mutloses Anker werfen.

Glück zu also, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahnte. — Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. Wenn auch der verwegene Flug unsers Denkens uns bis in die unbefahrensten fernsten Himmelstriche der Wahrheit geführt hat, so erschrecken wir mitten in dem entdeckten Klima über uns selbst und unsere tote Einsamkeit: „Fremdlinge in der ätherischen Zone irren wir einsam umher und sehen mit tränenden Augen nach unsrer nordischen Heimat zurück." Dies lag aufgedeckt vor dem großen Meister der Natur, darum knüpfte er die denkenden Wesen durch die allmächtige Magnetkraft der Geselligkeit aneinander. Und was existiert im unermeßlichen Reiche der Wahrheit, worüber Menschen wie wir, verbrüdert wie

wir, nicht endlich Meiſter werden ſollten? Freuen Sie ſich, teurer Freund, daß unſere Freundſchaft das Glück hatte, da anzufangen, wo die gewöhnlichen Bande unter den Menſchen zerreißen. Fürchten Sie von nun an nichts mehr für ihre unſterbliche Dauer. Ihre Materialien ſind die Grundtriebe der menſchlichen Seele. Ihr Terrain iſt die Ewigkeit und ihr Nonplusultra die Gottheit. —

Es würde mich traurig machen, Beſter, wenn Sie in einer einzigen Anwandlung von Nüchternheit — in einer einzigen klügelnden Minute Ihres Lebens, das, was ich jetzt geſagt habe, für Schwärmerei nehmen wollten. Es iſt keine Schwärmerei — oder Schwärmerei iſt wenigſtens ein voraus genoſſener Paroxysmus unſrer künftigen Größe, und ich vertauſche einen ſolchen Augenblick für den höchſten Triumph der kalten Vernunft nicht. Aber dieſer Brief iſt auch nur für uns und die Verwandten unſrer Empfindung.

Danken Sie dem Himmel für das beſte Geſchenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeiſterung. Das Leben von tauſend Menſchen iſt meiſtens nur Circulation der Säfte, Einſaugung durch die Wurzel, Deſtillation durch die Röhren und Ausdünſtung durch die Blätter; das iſt heute wie geſtern, beginnt in einem wärmeren Apriltage und iſt mit dem nämlichen Oktober zu Ende. Ich weine über dieſe organiſche Regelmäßigkeit des größeſten Teils in der denkenden Schöpfung, und den preiſe ich ſelig, dem es gegeben ward, der

Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen, und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. Man sagt von Newton, daß bei Gelegenheit eines fallenden Apfels das ungeheure System der Attraktion in seinem Gehirne aufdämmerte. — Durch wieviel tausend Labyrinthe von Schlüssen würde sich ein gewöhnlicher Geist bis zu dieser Entdeckung haben durchkriechen müssen, wo das verwegene Genie durch einen Riesensprung sich am Ziele sah. Sehen Sie, bester Freund, — unsre Seele ist für etwas Höheres da als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten. Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydrostatisch wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpiert sich eine traurige Diktatur über die Seele, aber sie kann ihre Rechte reklamieren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.

Das Bisherige, Freund, sollte keine Ausschweifung, keine Digression sein. Wir wollen durch eine dreifache Verbrüderung unsre Bahnen gehen, aber Enthusiasmus ist ja der erste Gewinn von unserm Bunde. Ich wollte Ihnen beweisen, wieviel Enthusiasmus bewirken kann — also wissen Sie nun auch, was unser Bündnis bewirken wird.

Über den Bau unsrer Freundschaft habe ich tau-

ſend Ideen, deren ich entweder jetzt ſchon in Briefen, oder bei unſerm perſönlichen Umgang in Dresden los zu werden gedenke. Kalte Philoſophie muß die Geſetzgeberin unſrer Freundſchaft ſein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß ſie formen. Doch es iſt unmöglich, daß ich Ihnen jetzt ſchon die unzähligen mir zuſtrömenden Gedanken darüber preisgeben kann, die nun erſt in meinem Kopfe ſich läutern und reinigen müſſen. So viel iſt gewiß, daß ich von Euch aufgefordert ſein möchte, den Riß zu dem ſchönen ſtolzen Gebäude einer Freundſchaft zu machen, die vielleicht ohne Beiſpiel iſt.

Ihre Wanderung durch die Wiſſenſchaften, liebſter Freund, die Sie mir ſo lebhaft beſchrieben haben, darf Sie niemals gereuen. Es iſt immerhin von entſchiedenem Nutzen, wenn man in einem Felde zu Hauſe und in den übrigen kein ganzer Fremdling iſt. Sie haben Ihren Geiſt in verſchiedenen Sphären des Denkens geübt und laufen nicht mehr Gefahr, ſich pedantiſch in Ihr Hauptfach hineinzugraben.

Meine jetzige Beſchäftigung zu Gohlis wird die Thalia und der Carlos ſein. Freilich, liebſter Freund, wird das Vergnügen meiner jetzigen Exiſtenz durch den perſpektiviſchen Anblick des höheren Vergnügens, das mich in unſerm engern Zirkel zu Dresden erwartet, um ein großes geſtört. Sie wiſſen ja, Lieber, — es iſt ja die allgemeine Quelle der menſchlichen Klagen, daß ihnen die Hirngeſpinſte der Zukunft den Genuß des Augenblicks rauben. Sobald wir

beisammen sind, schneide ich meine Zeit in drei Teile. Einer gehört dem Dichter, der zweite dem Arzt, der dritte dem Menschen. Das ist freilich auch nur so eine Papierdistinktion, doch Sie verstehen mich ja.

Unsre lieben Mädchen sind nunmehr in Gohlis, und was mit Hubern indessen geschehen ist, werden Sie ja wohl von ihm selbst schon erfahren haben. Von Mannheim habe ich angenehme Nachrichten erhalten. Schreiben Sie mir bald wieder, liebster Freund, und lassen Sie uns wenigstens durch Briefe unsere jetzige Trennung hintergehen.

An Gottfried Körner.

Gohlis, am 3. Juli [Sonntag] 85.

Ich habe Lust, Dir heute recht viel zu schreiben, denn mein Herz ist voll. Ohnedem wirst Du mich vielleicht diesen Nachmittag unterwegs erwarten, und weil ich diese Hoffnung nicht erfüllen kann, so soll wenigstens meine Seele Dich begleiten. Die Zeit war vorgestern für meine Wünsche zu kurz, und ich hätte eine Injuria gegen meine Kameraden begangen, wenn ich Dich als mein Eigentum hätte behandeln wollen. Also mag dieser Brief hereinbringen, was neulich verloren ging.

Bester Freund — der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind

und unsre Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei — philosophisch-feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und teilte sich den anderen elektrisch mit. O, wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege zur Gottheit begegnen. Du warst bis jetzt noch mit keiner Silbe genannt worden, und doch las ich in Hubers

Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschluß dieses Augenblicks — sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden. O, mein Freund. Nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du ebensowenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. — Unsere Unterredung hat diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Tränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein noch in jedem Gliede brennen fühlte, Hubers Gesicht war feuerrot, als er uns gestand, er habe

noch keinen Wein so gut gefunden, und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „Dieses tut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen haben wir ihn heilig gefeiert. — Teuerster Freund, hättest Du Deine Verherrlichung in unseren Gesichtern gesehen — in der vom Weinen erstickten Stimme gehört: in dem Augenblicke hättest Du sogar Deine Braut vergessen, keinen Glücklichen unter der Sonne hättest Du beneidet. — — Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder getan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen.

Die nahe und süße Aussicht auf den Besitz Deiner Minna wird freilich Dein ganzes Herz ausfüllen und es für fremde Freuden und Leiden verschließen, aber ich mute Dir auch jetzt nicht zu, Deine Sympathie an mich zu verschwenden und mit dem Zustande meines Herzens beschäftigt zu sein. Ich will nur haben, daß der Gedanke an Deinen Freund Deine

Freude vergrößern ſoll, und wenn Du zuweilen Augenblicke haſt, wo Du anderen Empfindungen Raum gibſt, daß dann meine Gemütsfaſſung eine Quelle des Vergnügens mehr für Dich ſein möge....

An Gottfried Körner.

Am 11. Juli [Montag] 85.

Du haſt recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelſt, die ich hatte, Dir meine Verlegenheit zu geſtehen. Ich fühle es mit Beſchämung, daß ich unſere Freundſchaft herabſetze, wenn ich neben ihr Deine Gefälligkeit noch in Anſchlag bringen kann. Mir hat das Schickſal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, Dir gab es auch noch die Macht, es zu können. Du biſt alſo ja nur glücklicher gefahren als ich — und doch war ich Alltagsmenſch genug, durch meine Zurückhaltung ſtillſchweigend einzuräumen, daß Deine Überlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher ſchmerzt, als die Harmonie unſerer Herzen ihm wohltut. Ich hätte ja zu mir ſelbſt ſagen können: dein Freund kann unmöglich einen größeren Wert in ſeine Glücksgüter ſetzen als in ſein Herz, und ſein Herz gab er dir ja ſchon. Ich hätte mir ſelbſt ſagen ſollen, derjenige Menſch, der gegen deine Fehler und Schwächen ſo duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schickſal ſein. Warum ſollte er dir

Blößen von dieſer Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab?

Verzeih mir's, beſter Freund. Frühe Vorurteile der Erziehung und die immer und ewig zurückkehrende Erfahrung haben mein beſſeres Wiſſen überſtimmt. Meine Philoſophie kann für die Schamröte nicht, die mein Geſicht unwillkürlich färbte.

Über Glücksgüter werden wir wohl beide von einerlei Meinung ſein. Süße Empfindung iſt es dem edlen Manne, ſie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung iſt das Werk einer ſchönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend und eine ſüßere Wolluſt als dieſe gibt. Siehſt Du, mein Teuerſter, ich, dem dieſe Quelle ſchöner Taten verſtopft iſt, ich muß ſo denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Wert Deiner Großmut herunterſetzen, muß ich Vorzüge und Genüſſe des Geiſts und des Herzens auf Unkoſten jener erheben, ich muß das tun, weil dieſe, aber nicht jene, in meiner Gewalt ſind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen Dich ſteigt, deſto höher muß ich Dir meine Freundſchaft anrechnen; und ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht voraus überzeugt ſein ſollte, Du würdeſt viel lieber den Wert dieſer letzteren übertreiben, als mir die erſtere ſchwer machen.

Für Dein ſchönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieſer iſt die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals

habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rouſſeau den Brief des Grafen Orlov abfertigte, der aus freiwilligem Enthuſiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freiſtätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rouſſeau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundſchaft und Güte bereitet mir ein Elyſium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückſeligkeit wird ſteigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, dieſe zu bilden. Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, dieſe Tränen werden wiederkommen, wenn dieſe Laufbahn vollendet iſt. Werde ich *das*, was ich jetzt *träume* — wer iſt glücklicher als Du?

Eine Freundſchaft, die ſo ein Ziel hat — kann niemals aufhören.

Zerreiße dieſen Brief nicht. Du wirſt ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer ſeltnen Empfindung leſen, und auch im Grabe wirſt Du ſanft darauf ſchlafen.

Leb tauſendmal wohl. Mein Herz iſt zu weich. In einigen Tagen ſchreib ich Dir wieder. Lebe wohl.

An Christophine Schiller.

Dresden, den 28. September [Mittwoch] 85.

Da Du mir Deinen gefaßten Entschluß wegen Rheinwald nur bloß historisch hast melden lassen, nachdem Eure Verlobung vorbei ist, so sollte ich freilich vermuten, daß Dir an meiner Bestätigung nicht sonderlich viel gelegen sein werde. Doch keine Vorwürfe, meine gute Schwester — vielleicht habe ich durch meine vorhergegangenen Zweifel, durch den Anschein von Mißbilligung, Dein Vertrauen zurückgescheucht, und Dein Verdacht in die Unbefangenheit meines Rats hat Deiner Freimütigkeit gegen mich geschadet.

Die Gegengründe, die ich Dir aufstellte, überwogen zwar die Gründe, die ich bei Dir voraussetzte, aber Du behieltest vielleicht den hauptsächlichsten zurück, wobei Du mich nicht zum Vertrauten machen wolltest, und konntest also niemals hoffen, meine Zweifel zu widerlegen. Ich fürchte sogar, daß Du aus meiner Übereinstimmung mit der Frau v. Kalb auf ein Komplott gegen diese Heirat geschlossen hast, und wir beide hatten zugleich das Schicksal, Dein Vertrauen zu verlieren. Wie dem auch sei — die ganze Sache ist nun entschieden, und ich habe Dich bis jetzt noch so wenig auf Übereilungen überrascht, daß ich in die überlegte Klugheit Deines Entschlusses nicht das mindeste Mißtrauen setze. Die Beharrlichkeit meines Freundes, die sich bei diesem Fall vorzüglich auszeichnet, und die Verbesserung seiner

Glücksumstände verändern ohnehin die ganze Gestalt der Sache und also natürlicherweise auch meine Meinung. Du kennst ihn und bist also auf alles vorbereitet, was unvermeidlich sein wird, und wirst Dich in das zu finden wissen, was Dich nicht mehr überraschen kann. Er wird das Opfer schätzen, was Du ihm gebracht hast, und Dich mit jedem Fall zu verschonen trachten, wo es Dich reuen könnte. Alles hoffe ich von Deinem Verstand und seiner Rechtschaffenheit, und mit der nämlichen Wahrheit und Offenherzigkeit, womit ich alle meine Einwendungen gegen Deinen künftigen Mann zu verantworten mich erbiete, gebe ich jetzt meinen brüderlichen Segen zu Eurer Vereinigung. Mache ihn so glücklich, meine Liebe, als Du verdienst, es durch ihn zu werden.

Meine und der Frau v. Kalb Briefe über diese Angelegenheit, bitte ich Dich, ihm ausdrücklich zu zeigen. Sie werden ihn an die Pflichten erinnern, die er gegen Dich hat, und er wird sich Mühe geben, unsere Besorgnisse zu widerlegen. Ich habe niemals aufgehört, sein Freund zu sein, sage ihm das und auch meinem Vater. Unsere Mißverständnisse waren nie etwas anders, als eine Kollision seiner Hypochondrie und meiner Empfindlichkeit. Ich kann ihn nicht mehr lieben, nachdem er mein Schwager ist, als vorher, da er nur mein Freund war. Jetzt tu ich aus Pflicht, was ich damals aus Wahl getan.

Einſt, meine gute Schweſter, wiegte ſich mein Herz mit glänzenden Hoffnungen für Deine und Deiner Schweſtern Glückſeligkeit. — Meine Entwürfe ſind demütiger worden, aber ich gebe noch keinen einzigen auf. So lang mich unter den mannigfaltigen Bizarrerien des Schickſals das Gefühl meiner ſelbſt nicht verlaſſen wird, hoffe ich alles. Ich kann meinen Vater noch immer nicht überführen, daß ich durch den Verluſt meines Vaterlandes alles gewonnen habe. Freilich, meine Liebe, ich trat mit eigenmächtiger Zuverſicht aus dem damaligen Kreis meiner Beſtimmung heraus, der ſo eng und ſo dumpfig war wie ein Sarg. Ich pochte auf eine innere Kraft, die meinem Vater ganz neu und ſchimäriſch war, und ich geſtehe mit Erröten, daß ich ihm die Erfüllung meiner ſtolzen Anſprüche noch bis auf dieſen Tag ſchuldig blieb. Ihn hätte es mehr befriedigt, wenn ich, ſeinen erſten Planen gemäß, in unbemerkter, doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brot meines Vaterlandes gegeſſen hätte — aber dann hätte er nicht zugeben ſollen, daß eine unglückliche Schnellkraft in mir erwachte, daß ſich mein Ehrgeiz entwickelte, dann hätte er mich mit mir ſelbſt ewig unbekannt erhalten ſollen. Das, was er noch bis jetzt meine Übereilung nennt, hat ſeinen Namen weiter getragen, als er hoffen konnte. — Laut genannt zu werden, haben manche mit Aufopferung ihres Lebens und ihres Gewiſſens geſucht, mich hat es nichts als drei Jünglingsjahre gekoſtet, die mir

vielleicht in den nächſtfolgenden wuchern werden. Ich ſehe rückwärts in mein Leben und bin fröhlich, liebe Schweſter, und voll Mut für die Zukunft. Alle meine Schickſale verſchwinden gegen das, was ich gewann — ſchon allein die Eroberung einiger (und warum ſoll ich nicht ſagen, vieler?) edler herrlicher Menſchen war den bedenklichen Glückswurf um mein Schickſal wert. Mein Vater iſt 60 Jahre alt und hat eine kleinere Liſte ſolcher Freunde als ich, und dieſe alle danke ich ja bloß jenen getadelten Schimären.

Lebewohl, liebſte Schweſter. Unſern Eltern ſage, daß ſie von jetzt an um mich ganz unbeſorgt ſein ſollen. Alle ihre Wünſche und Projekte mit mir werden weit unter meinem jetzigen glücklichen Schickſal bleiben. Grüße Luiſen und küſſe meine Nanette. Schreibe mir bald und recht aufrichtig. Ich bin mit unwandelbarer Liebe

Dein zärtlicher Bruder.

An Ferdinand Huber.

Dresden, den 5. Oktober [Mittwoch] 85.

Deinen Brief, Lieber, erhalte ich eben nach einem kleinen Spaziergang im Japaniſchen Garten, wo ich ſehr lebhaft mit Dir beſchäftigt war. Möchte Deine Seele mir jederzeit ſo nahe ſein, als mir meine Phantaſie dazu Hoffnung macht! Anfangs

habe ich geglaubt, es würde mir in den ersten Dresdner Wochen so schwer nicht fallen, von Dir getrennt zu sein, aber ich fand es anders. Warum? kann ich Dir nicht wohl sagen. Wahrscheinlich liegt die Schuld an uns beiden. Wahrscheinlich und hoffentlich. Ich habe Dir viel zu sagen, doch bin ich ungewiß, ob ich Dir's sagen werde. — Meine Seele ist beklemmt, gib Dir keine Mühe, Sinn aus meinen Worten zu ziehen, und wenn Du nach Deiner Ankunft mich fragen solltest, und ich Dir ausweichen will, so forsche nicht weiter.

Es warten viele Freuden auf Dich, wenn Du einmal hier existieren wirst, unter anderen auch diese, einem Freunde wiedergegeben zu sein, dem Du unentbehrlich bist.

Das Knabenjahr unseres Geistes wird jetzo aus sein, wie ich mir einbilde, so auch die Flitterwoche unsrer Freundschaft. Laß unsre Herzen sich jetzo männlich anschließen aneinander, wenig schwärmen und viel empfinden, wenig projektieren und desto fruchtbarer handeln.

Enthusiasmus und Ideale, mein Teuerster, sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken. Gewöhnlich machen wir den Fehler, die Zukunft nach einem augenblicklichen höheren Kraftgefühl zu berechnen, und den Dingen um uns her die Farbe unsrer Schäferstunde zu geben. Ich lobe die Begeisterung und liebe die schöne ätherische Kraft, sich in eine große Entschließung entzünden zu können.

Sie gehört zu dem beſſern Mann, aber ſie vollendet ihn nicht. Enthuſiasmus iſt der kühne kräftige Stoß, der die Kugel in die Luft wirft, aber derjenige hieße ja ein Tor, der von dieſer Kugel erwarten wollte, daß ſie ewig in dieſer Richtung und ewig mit dieſer Geſchwindigkeit auslaufen ſollte. Die Kugel macht einen Bogen, denn ihre Gewalt bricht ſich in der Luft. Aber im ſüßen Moment der idealiſchen Entbindung pflegen wir nur die treibende Macht, nicht die Fallkraft und nicht die widerſtehende Materie in Rechnung zu bringen. Überblättre dieſe Allegorie nicht, mein Beſter, ſie iſt gewiß mehr als eine poetiſche Beleuchtung, und wenn Du aufmerkſam darüber nachgedacht haſt, ſo wirſt Du das Schickſal aller menſchlichen Plane gleichſam in einem Symbol darin angedeutet finden. Alle ſteigen und zielen nach dem Zenith empor, wie die Rakete, aber alle beſchreiben dieſen Bogen und fallen rückwärts zu der mütterlichen Erde. Doch auch dieſer Bogen iſt ja ſo ſchön!!! ...

An Gottfried Körner.

Dresden, den 15. April [Sonnabend] 1786.

... Ich fühle es ſchmerzlich, daß ich noch ſo erſtaunlich viel lernen muß, ſäen muß, um zu ernten. Im beſten Erdreich wird der Dornſtrauch keine Pfirſiche tragen, aber ebenſowenig kann der Pfirſich-

baum in einer leeren Erde gedeihen. Unsre Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen saftigen Blättern ihn auszuschwellen.

Täglich wird mir die Geschichte teurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationen-Elends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wieviele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du, daß ich es noch werde nachholen können? . . .

An Ferdinand Huber.

Dresden, den 1. Mai [Montag] 86.

. . . Ich bin jetzt fast untätig. Warum? wird mir schwer zu sagen. Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entschlusse um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorher sehe. Ich bedarf einer Krisis. — Die Natur bereitet eine

Zerstörung, um neu zu gebären. Kann wohl sein, daß Du mich nicht verstehst, aber ich verstehe mich schon. Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte zu sterben. — . . .

An Gottfried Körner.

Dresden, den 29. Dezember [Freitag] 86.

Nun sind vierzehn Tage seit Eurer Abwesenheit verstrichen, und hoffentlich wird jetzt bald die Rede von Eurer Zurückkunft sein. Einesteils verdrießt michs, daß ich die Freuden meines Lebens so sehr von Euch abhängig gemacht habe und nicht einmal einen Monat mehr durch mich allein ganz glücklich existieren kann. Lieber Gott, wie wird das noch werden. Alle Einförmigkeiten unserer bisherigen Existenz fangen mir an notwendig zu werden, und ich fühle, daß ich vielleicht sehr ungerecht war, mich nach Zerstreuung zu sehnen. Eine Schuld freilich müßt Ihr mir erlauben auf das erbärmliche Aquivalent zu schieben, das Ihr mir in der Stadt Dresden gelassen habt. Ich hoffe, daß meine Wünsche — in Kalbsrieth — einige Zeit länger unentschieden bleiben werden.

Zu meinem Weben und Wirken seid Ihr mir unentbehrlich worden. Ich bin sehr wenig oder nichts. Ich bin Hubern nichts und er mir wenig. Die Feiertage haben mich vollends verdorben. Es

ist so etwas Hergebrachtes, daß an diesen Tagen alles Feierabend machen soll. Das Vergnügen ist an diesen Tagen eine Art von Arbeit und Bestimmung. Dieses dunkle Gefühl hat mich am Schreibtisch verfolgt und ich mußte ausgehen. Aber immer kam ich unbefriedigt und leer zurück. Würdet Ihr wohl an unserer Stelle Euch ebenso nach uns zurücksehnen? Wird mein Bild nicht früher bei Euch erlöschen, als das Eurige bei mir? Ich fürchte es beinahe, denn bis diese Stunde war unsere Teilung sehr ungleich. Ich habe Euch ganz genießen können, Euch ganz durchschauen und fassen können, aber meine Seele war für Euch von trüben Stimmungen umwölkt. Ihr wart mir soviel und ich Euch noch wenig — nicht einmal das, was ich fähig sein könnte Euch zu sein.

Ich bin heute sehr traurig durch die Erinnerung an Euch — an eine böse Schuld, die ich Euch noch nicht abgetragen zu haben fühle. Der schwarze Genius meiner Hypochondrie muß Euch auch nach Leipzig verfolgen. Verzeiht mir das. O meine Gedanken sind sehr oft unter Euch. Zwar sehe ich Euch nicht in Eurem Leipziger Zirkel, wo meinem Herzen noch soviel fremd ist — ich sehe Euch hier und freue mich, wenn alles nun wieder anfangen wird.

Von Charlotten habe ich noch keine Nachricht erhalten. Ich erwarte sie alle Tage, welches dann auch entscheiden wird, ob und wann ich sie besuche.

Willst Du wissen, wie weit ich in meiner Arbeit

gekommen bin? Mitten in der letzten Szene des Marquis mit der Königin, die Du ja kennst. Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch hab ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit sie abzuwarten. Wissentlich muß ich mich übereilen. — Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchste Rührung erwartet hättest. Hie und da ein Funke unter der Asche und das ist alles. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 23. Juli [Montag] 87.

Vorgestern Abend kam ich hier an. Was uns auf der Reise nach Leipzig begegnete, wird Euch die Schneidern geschrieben haben. In Naumburg hatte ich das Unglück, den Herzog von Weimar um eine Stunde im Posthause zu verfehlen, wo er mir beinah die Pferde weggenommen hat. Was hätte ich nicht um diesen glücklichen Zufall gegeben! Jetzt ist er in Potsdam, und man weiß noch nicht, wie bald er zurückkommen wird.

Am nämlichen Abend sah ich Charlotten. Unser erstes Wiedersehen hatte soviel Gepreßtes, Betäubendes, daß mirs unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben.

Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unsers Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätt ich sie erst gestern verlassen. So einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unsers Umgangs wieder an.

Ehe ich Euch über sie und auch über mich etwas mehr sage, laßt mich zu mir selbst kommen. Die Erwartung der mancherlei Dinge, die sich mir hier in den Weg werfen werden, hat meine ganze Besinnungskraft eingenommen. Überhaupt wißt Ihr, daß ich bald von den Dingen, die mich umgeben und nahe angehen, betäubt werde. Das ist jetzt mein Fall, mehr und mit größerem Rechte als jemals. Ich habe mit keinen Kleinigkeiten zu tun und die vielerlei Verhältnisse, in die ich mich hier zerteilen muß, in deren jedem ich doch ganz gegenwärtig sein muß, erschreckt meinen Mut und läßt mich die Einschränkung meines Wesens fühlen.

Gestern, als am Sonntag, habe ich keinen Besuch gemacht, weil ich den ganzen Tag bei Charlotten zubringen sollte. Diesen Morgen habe ich Wieland in einem Billet begrüßt und erhalte eben die Antwort, daß er mich diesen Nachmittag bei sich erwarten wird. Auch er scheint nicht von aller Un-

ruhe frei zu ſein, denn er ſchreibt mir, meine Erwartungen ſo tief als möglich herab zu ſtimmen. Er ſcheint ſehr ungeduldig, mit mir bekannt zu werden, ich brenne vor Ungeduld in ſeine Seele zu ſehen.

Einige Bekanntſchaften habe ich indes ſchon bei Charlotten gemacht, eines Grafen von Solms und einer Fr. v. Imhof, der Schweſter der Fr. v. Stein, die Körnern aus meiner Beſchreibung bekannt iſt. Meine Bekanntſchaft mit dem erſten iſt ſehr lebhaft geworden, und bei der letztern habe ich wie ich glaube einen ziemlich erträglichen Eindruck gemacht, was mir lieb iſt, weil ſie noch denſelben Abend in einer großen Aſſemblee den erſten Laut von mir wird haben erſchallen laſſen. Die übrigen Weimariſchen Götter und Götzendiener werde ich in dieſer Woche ſchon expedieren. Wieland ſoll mir hierin einige politiſche Maßregeln vorzeichnen. Göthe iſt noch in Italien, Bode in Paris, Bertuch iſt auch abweſend, Reinhold iſt ſchon in Jena. Mlle. Schröder ſehe ich wahrſcheinlich bei Charlotten. Mlle. Schmidt ſoll ein redſeliges affektiertes und kaltes Geſchöpf ſein; alſo aus der Partie wird nichts. Schlagt mir eine beſſere vor.

Ich wohne bis jetzt noch im Gaſthof zum Erbprinzen. Fr. v. Imhof will ſich um ein Logis für mich bemühen. Solang ich nicht in meinen vier Wänden bin, erwartet nichts Ordentliches von mir. Ort und Gegenden habe ich noch nicht Zeit gehabt

in Augenſchein zu nehmen. Doch gewann ein niedliches Wäldchen, das zum Spaziergang angelegt iſt, ſchon im Hereinfahren mein Herz. Hier, meine Lieben, werde ich oft unter Euren Schatten herumwandeln.

Charlotte iſt eine große, ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſt als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Fortſchritt unſeres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich, wie ſchöne Partien in einer weiten Landſchaft, überraſchen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzo begierig, wie dieſer Geiſt auf den Eurigen wirken wird. H. von Kalb und ſein Bruder werden im September eintreffen, und Charlotte hat alle Hoffnung, daß unſere Vereinigung im Oktober zuſtande kommen wird. Aus einer kleinen Bosheit vermeidet ſie deswegen auch, in Weimar die geringſte Einrichtung für häusliche Bequemlichkeit zu machen, daß ihn die Armſeligkeit weg nach Dresden treiben ſoll. Sind wir einmal da, ſo läßt man Euch für das weitere ſorgen. Die Situation des H. v. Kalb am Zweibrückiſchen Hofe, wo er eine Karriere machen dürfte, wenn der Kurfürſt v. d. Pfalz ſterben ſollte, läßt ſie vielleicht 10 bis 15 Jahre über ihren Aufenthalt frei gebieten.

Von dem kleinen Fritz habe ich Euch noch nichts geſagt. Es iſt ein liebes Kind aus ihm geworden, das mir viele Freude macht. Er wird recht gut

behandelt und hat ſchon ſehr viele Züge von Güte und Gehorſam gezeigt. Charlotte geht wenig in Geſellſchaft, wird aber nunmehr in dieſem Punkt eine Veränderung treffen. Zu Ende dieſer Woche oder Anfang der folgenden wahrſcheinlich laſſe ich mich der Herzogin vorſtellen.

Jetzt adieu, meine Lieben. Ich muß dieſen Brief abbrechen, weil er gleich auf die Poſt muß. Meine ganze Seele iſt bei Euch — denn ſollte Freundſchaft ein ſo armſeliges Feuer ſein, daß es durch Teilung verlöre? Kein Geſchöpf in der Welt kann Euch die Liebe, kann Euch nur den kleinſten Teil der Liebe entziehen, womit ich auf ewig an Euch gebunden bin. Adieu. Kunzens meine herzlichen Empfehlungen.

[Weimar, den 24. Juli] Dienstag frühe.

Der Brief wäre hier auf der Poſt unnütz liegen geblieben, weil ich zu ſpät gekommen bin und erſt Donnerstags eine Poſt abgeht. Ich erbreche ihn und erzähle Euch, wie es mir geſtern gegangen iſt.

Ich beſuchte alſo Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen gelangte. Unſer erſtes Zuſammentreffen war wie eine vorausgeſetzte Bekanntſchaft. Ein Augenblick machte alles. Wir wollen langſam anfangen, ſagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeich-

nete mir gleich bei dieſer erſten Zuſammenkunft den Gang unſers künftigen Verhältniſſes vor, und was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntſchaft behandelte, ſondern als ein Verhältnis, das für die Zukunft fortdauern und reifen ſollte. Er fand es glücklich, daß wir uns jetzt erſt gefunden hätten. Wir wollen dahin kommen, ſagte er mir, daß einer zu dem anderen wahr und vertraulich rede, wie man mit ſeinem Genius redet.

Unſere Unterhaltung verbreitete ſich über ſehr mancherlei Dinge, wobei er viel Geiſt zeigte und auch mir dazu Gelegenheit gab. Einige Materien, Religionsgeſpräche z. B., legte er beſonders auf künftige Tage zurück, hierbei ſchien er ſich ſehr wohl zu haben und über dieſen Stoff, ahne ich, werden wir warm werden. Auch über politiſche Philoſophie wurde viel geſprochen, etwas über Literatur, Goethe, die Berliner und Wien. Von Klingern ſprach er ſehr witzig; Stollberg iſt ſeine Renonce wie die unſrige; er iſt jetzt ganz in den Lucian verſunken, den er wie den Horaz überſetzen und commentieren wird.

Sein Äußeres hat mich überraſcht. Was er iſt, hätte ich nicht in dieſem Geſichte geſucht — doch gewinnt es ſehr durch den augenblicklichen Ausdruck ſeiner Seele, wenn er mit Wärme ſpricht. Er war ſehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er ſich bei mir gefiel, und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ichs nachher erfuhr. Sehr

gerne hört er ſich ſprechen, ſeine Unterhaltung iſt weitläufig und manchmal faſt bis zur Pedanterei vollſtändig, wie ſeine Schriften, ſein Vortrag nicht fließend, aber ſeine Ausdrücke beſtimmt. Er ſagte übrigens viel Alltägliches, hätte mir nicht ſeine Perſon, die ich beobachtete, zu tun gegeben, ich hätte oft Langeweile fühlen können. Im Ganzen aber bin ich ſehr angenehm bei ihm beſchäftigt worden, und was unſer Verhältnis betrifft, kann ich ſehr mit ihm zufrieden ſein. Man ſagte mir nachher, daß er es nicht gewohnt wäre, ſobald in den Ton mit einem andern zu entrieren, und unverkennbare Teilnahme, Wohlwollen und Achtung ſprach aus ihm. Er wird ſich näher an mich anſchließen, er verweilte mit Wärme bei meinem Alter und bei der Idee, wie viel Spielraum mir noch übrig wäre. Wir wollen auf einander wirken, ſagte er, und ob er gleich für Umänderung zu alt wäre, ſo wäre er doch nicht unverbeſſerlich.

Über meine Erwartungen und meine Abſichten habe ich, aus guten Gründen, in der erſten Unterredung kein Wort mit ihm verloren. Überhaupt kann ich, da der Herzog doch noch nicht ſobald kommt, abwarten, bis er ſelbſt davon anfangen wird. Es ſollte mich wundern, wenn er nicht hierüber etwas im Schilde führte. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, nach deren Verfluß er in den Klub mußte. Er wollte mich dort gleich einführen, aber ich hatte Charlotten zugeſagt, mit ihr ſpazieren

zu gehen. Unterwegs wollte er wegen der Schwan bei mir auf den Buſch klopfen, ich war aber kalt wie Eis und höchſt einſilbig. Es machte mir Spaß, wie er ſich dabei nahm.

Wieland iſt hier ziemlich iſoliert, wie er mir auch geſagt hat. Er lebt faſt nur ſeinen Schriften und ſeiner Familie. Dieſe hab ich noch nicht geſehen, er will mich das nächſte Mal darin einführen. Mit ihm werde ich vermutlich auch nach Jena gehen.

Ich weiß nicht, was ich Euch über ihn geſagt und was ich vergeſſen habe. Iſt es etwas Wichtiges, ſo wird es mir ein andermal einfallen. Morgen beſuche ich Herdern. Was ich dort ſehe und höre, ſollt Ihr noch in dieſem Briefe erfahren.

Hier iſt wie es ſcheint ſchon ziemlich über mich, und mich und Charlotten geſprochen worden. Wir haben uns vorgeſetzt, kein Geheimnis aus unſerem Verhältnis zu machen. Einigemal hatte man ſchon die Diskretion — uns nicht zu ſtören, wenn man vermutete, daß wir fremde Geſellſchaft los ſein wollten. Charlotte ſteht bei Wieland und Herdern in großer Achtung. Mit dem erſten habe ich ſelbſt über ſie geſprochen.

Sie iſt jetzt bis zum Mutwillen munter, ihre Lebhaftigkeit hat auch mich ſchon angeſteckt, und ſie iſt nicht unbemerkt geblieben. Heute ſchickt der Kammerherr Einſiedel, den ich weder beſucht noch geſehen habe, zu mir, und läßt ſich entſchuldigen, daß ich

ihn nicht zu Hause getroffen habe. Er wollte mir aufwarten — ich verstand anfangs nicht, was das bedeutete, Charlotte aber glaubt, daß es ein Pfiff wäre, mich zu ihm zu bringen, weil er mich der Herzogin vorstellen sollte. Diese lebt auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier. Nun kann ich nicht umhin, mich nächster Tage präsentieren zu lassen.

Ein Logis habe ich im Hause der Fr. v. Imhof erhalten. Ich weiß aber noch nicht, wie mirs gefallen und was es mir kosten wird. Heute soll ichs erst sehen. Es ist auf der Esplanade, eine Allee vor dem Hause, welche mich oft an das Fleischmannische und an den Japonischen Garten erinnern wird.

Ich komme von Herdern. Wenn Ihr sein Bild bei Graff gesehen habt, so könnt Ihr ihn Euch recht gut vorstellen, nur daß in dem Gemälde zu viel leichte Freundlichkeit, in seinem Gesicht mehr Ernst ist. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethen liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung. Wir haben erstaunlich viel über diesen gesprochen, was ich Euch ein andermal erzählen will. Auch über politische und philosophische Materien einiges, über Weimar und seine Menschen, über Schubart und den Herzog v. Wirtemb., über meine Geschichte mit diesem. Er haßt ihn mit Tyrannen-

haß. Ich muß ihm erſtaunlich fremd ſein, denn er fragte mich, ob ich verheiratet wäre. Überhaupt ging er mit mir um, wie mit einem Menſchen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat ſelbſt nichts von mir geleſen.

Herder iſt erſtaunlich höflich, man hat ſich wohl in ſeiner Gegenwart. Ich glaube, ich habe ihm gefallen, denn er äußerte mehrmals, daß ich ihn öfters wiederſehen möchte.

Über ſein Bild von Graff iſt er nicht ſehr zufrieden. Er holte mirs her und ließ michs mit ihm vergleichen. Er ſagt, daß es einem italieniſchen Abbé gleich ſehe.

Goethe, geſteht er, habe viel auf ſeine Bildung gewirkt.

Er lebt äußerſt eingezogen, auch ſeine Frau, die ich aber noch nicht geſehen habe. In den Klub geht er nicht, weil dort nur geſpielt oder gegeſſen oder Tabak geraucht würde. Das wäre ſeine Sache nicht. Wielands Freund ſcheint er nicht ſehr zu ſein. Muſäus hat er mir gerühmt. Er klagt ſehr über viele Geſchäfte, und daß er zur Schriftſtellerei wenig Zeit übrig behielte. Unter allen weimariſchen Gelehrten ſei Wieland der einzige, der ſeinem Geſchmack und ſeiner Feder leben könnte.

Von Herdern iſt mir hier eine Schrift in die Hand gekommen: Gott iſt der Titel. Der Anfang, der von Spinoza handelt, hat mir gefallen. Das

übrige hat keine Klarheit für mich. Herder haßt Kanten, wie Du wiſſen wirſt. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 12. Aug. [Sonntag] 1787.

. . . Dieſer Tage habe ich in großer adlicher Geſellſchaft einen höchſt langweiligen Spaziergang machen müſſen. Das iſt ein notwendiges Übel, in das mich mein Verhältnis mit Charlotten geſtürzt hat — und wieviel flache Kreaturen kommen einem da vor. Die beſte unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene intereſſante Perſon, und von der ich begreife, daß Goethe ſich ſo ganz an ſie attachiert hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen. Dieſe Frau beſitzt vielleicht über tauſend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geſchrieben. Man ſagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft ſein ſoll.

Goethe (weil ich Dir doch Herders Schilderung verſprochen habe), Goethe wird von ſehr vielen Menſchen (auch außer Herdern) mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Menſch denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren univerſalen Verſtand, das

wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er iſt, iſt er ganz, und er kann, wie Julius Cäſar, vieles zugleich ſein. Nach Herders Behauptung iſt er rein von allem Intriguegeiſt, er hat wiſſentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenſo und noch mehr als Geſchäftsmann denn als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt.

Seine Reiſe nach Italien hat er von Kindheit an ſchon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Geſundheit hat ſie nötig gemacht. Er ſoll dort im Zeichnen große Schritte getan haben. Man ſagt, daß er ſich ſehr erholt habe, aber ſchwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde. . . .

An Ferdinand Huber.

[Weimar], den 28. Auguſt [Dienſtag] 1787.

. . . Das Reſultat aller meiner hieſigen Erfahrungen iſt, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geiſt höher anſchlage, als bisher geſchehen war. Dem Mangel, den ich in Vergleichung mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation begegnen,

und dann werde ich das glückliche Selbſtgefühl meines Weſens rein und vollſtändig haben. Mich ſelbſt zu würdigen habe ich den Eindruck müſſen kennen lernen, den mein Genius auf den Geiſt mehrerer entſchieden großer Menſchen macht. Da ich dieſen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verſchiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, ſo fehlt meinem Urteile von mir ſelbſt nichts mehr. Um nun zu werden, was ich ſoll und kann, werd ich beſſer von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorſtellungsart zu erniedrigen.

Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich ſcheue ſie nicht mehr. Mich dahin zu führen ſoll kein Weg zu außerordentlich, zu ſeltſam für mich ſein. Überlege einmal, mein Lieber, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen Furcht vor dem Ungewöhnlichen und einer verzagten Unentſchloſſenheit ſich um den höchſten Genuß eines denkenden Geiſtes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unſterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armſeligen Proportion ſtehen die Befriedigungen irgend einer kleinen Begierde oder Leidenſchaft gegen dieſes richtig eingeſehene und erreichbare Ziel? Das geſtehe ich Dir, daß ich in dieſer Idee ſo befeſtigt, ſo vollſtändig durch meinen Verſtand davon überzeugt bin, daß ich mit Gelaſſenheit mein Leben an ihre Ausführung zu ſetzen bereit wäre und alles was mir

nur ſo lieb oder weniger teuer als mein Leben iſt. Dies iſt nicht erſt ſeit heute und geſtern in mir entſtanden. Jahre ſchon hab ich mich mit dieſem Gedanken getragen, nur die richtigere Schätzung meiner Selbſt, wozu ich jetzt erſt gelangt bin, hatte noch gefehlt ihm Sanktion zu geben. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 29. Auguſt [Mittwoch] 87.

Ich habe Dir alſo von Jena zu erzählen. Mit der Reinhold und Charlotte reiſte ich dahin. Es iſt 3 Meilen von Weimar, und der Weg dahin iſt Chauſſee, aber eine leere traurige Landſchaft. Nahe bei Jena belebt ſich die Gegend und verſpricht eine ſchöne Natur, die man dort im reichen Maße auch findet. Jena iſt, oder ſcheint, anſehnlicher als Weimar; längere Gaſſen und höhere Häuſer erinnern einen, daß man doch wenigſtens in einer Stadt iſt. Nicht weit vom Tore wohnen Reinholds in einem geräumigen, artig möblierten Haus. Er empfing uns beim Ausſteigen; alle Facons blieben unter uns weg, wir waren Bekannte, ehe wir die Treppe ganz hinaufgeſtiegen waren. Reinhold hat ein verſtändiges Geſicht, aber ſein Anſehen iſt blaß und kränklich, ſeine Augen, möchte ich ſagen, ſuchen Sympathie. Er iſt noch wenig in der Welt orientiert, daher bemerkt man an ihm Verlegenheit,

Ängſtlichkeit und gegen Höhere Submiſſion. Er ſcheint mir ſehr von Rückſichten abzuhängen, welche bekanntermaßen auf diejenigen Menſchen am meiſten Gewalt haben, denen gewiſſe Verhältniſſe fremd und ungewohnt ſind und deren Selbſtgefühl noch nicht befeſtigt genug iſt. Daher mißfiel er mir in verſchiedenen Geſellſchaften. Das Hausweſen der beiden Leute hatte für mich etwas Komiſches, weil es ihnen noch nicht recht angewohnt iſt und ſie das Kouliſſenſpiel noch nicht zu verdecken wiſſen. Beide leben mäßig und führen eine ſehr eingeſchränkte Wirtſchaft. Reinhold ſteht ſich jetzt ungefähr auf 600 bis 700 Taler, ſeine Revenuen vom Merkur, den er mit Wieland teilt, und von der Literaturzeitung, woran er arbeiten hilft, dazu gerechnet. Erſt mit dem Oktober fangen ſeine Vorleſungen an, welche Kants Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften zum Inhalt haben. Gegen Reinhold biſt Du ein Verächter Kants, denn er behauptet, daß dieſer nach 100 Jahren die Reputation von Jeſus Chriſtus haben müſſe. Aber ich muß geſtehen, daß er mit Verſtand davon ſprach, und mich ſchon dahin gebracht hat, mit Kants kleinen Aufſätzen in der Berliner Monatsſchrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geſchichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kanten noch leſen und vielleicht ſtudieren werde, ſcheint mir ziemlich ausgemacht. In kurzem, ſagt mir Reinhold, wird Kant eine Kritik der praktiſchen Vernunft oder

über d. Willen — und dann auch eine Kritik des Geſchmacks herausgeben. Freue Dich darauf.

Reinhold, wenn Du es noch nicht weißt, iſt katholiſch und Noviz des Jeſuiterordens geweſen, deſſen Aufhebung ſein ganzes jetziges Schickſal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heiraten wollte, raubte ihn dem geiſtlichen Stande (welchen Teil ſeiner Geſchichte er mir aber noch ſchuldig iſt) und nachher ſchwur er ſeinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholizismus ſo herzlich als nur ein Philoſoph. Blumauer brachte ihn in Wielands Bekanntſchaft, dem er bald gefiel, dem er in kurzem zum Bedürfnis wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag ſeiner Feder. Sophie, (Wielands älteſte Tochter, Reinholds jetzige Frau) damals ein äußerſt raſches reizbares Weſen, verliebte ſich in ihn, und dieſe Leidenſchaft machte aus dieſem ſprudelnden Geſchöpfe ein recht liebes und ſanftmütiges Weib. Sophie hat die ganze Geſichtsbildung und die größte Portion von dem Charakter und Temperament ihres Vaters zum Erbteil bekommen. Aber zur Ehre gereicht es dieſem — oder vielleicht der mütterlichen Aufſicht der Natur — daß ſich in dieſem Geſchöpfe die ganze lebendige Kraft der Natur, die volle Blüte des Gefühls bei der reinſten Grazie der Unſchuld erhalten hat. In der Tat iſt es das unverdorbenſte Geſchöpf, und wenn man einige Kleinigkeiten abrechnet, die ihr die Celebrität ihres Vaters gleichſam aufgedrungen hat, ſo iſt ſie auch ganz ſchmuckloſe Natur.

Kurz — ich gestehe Dir, daß ich ihr herzlich gut geworden bin, und daß ich es anfangs gar nicht willens war. Sonst ist sie äußerst populär und nichts weniger als mit Idealen aufgefüttert. Unsern Weibern müßte sie behagen, und hab ichs schon mit ihr verabredet, Eure Bekanntschaft zu machen. Aus meiner Schilderung schließest Du wahrscheinlich schon, daß sie mir auch nicht abhold ist — aber ich versichere Dir, daß dieses dem Zeugnis, das ich von ihr ablege, keinen Abbruch tut. Sie wird mir bald schreiben, und dann sollst Du sie aus ihrem Briefe näher kennen lernen.

Charlotte fuhr denselben Abend wieder nach Weimar. Ich blieb aber 6 Tage in Jena, dann holte mich Charlotte wieder ab. Diese 6 Tage brachte ich im Reinholdschen Hause sehr angenehm zu, und ich muß hinzusetzen, noch nie ist mirs in einem fremden Ort so behaglich gewesen. Ganz glücklich kann ich nirgends und nie sein, das weißt Du, weil ich nirgends die Zukunft über der Gegenwart vergessen kann. Ich war sechs Tage müßig in Jena. Schon allein das mußte mir die reine Freude vergiften.

Übrigens folgere aus dieser Schilderung nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten, klar sehenden, tiefen Verstand, den ich nicht

habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergibig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt. Er ermüdet mit Gefühlen, die er suchen und zusammenscharren muß. Das Reich der Phantasie ist ihm eine fremde Zone, worin er sich nicht wohl zu orientieren weiß. Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem dieser beiden oder zu beiden hat. Reinhold hat mir über Wieland die Augen geöffnet. So wenig ich mich zwar auf seine Urteile über Menschen verlassen kann (denn seine Menschenkenntnis ist wo möglich noch schlechter bestellt als die meinige), so hab ich mir doch aus den Faktis, die er mir nach und nach vorlegte, einige Beleuchtungen über jenen verschafft. So ein unmäßiger Vergötterer er auch von ihm ist, so gestand er mir doch, daß ihn Wielands ungleicher Charakter auf das schrecklichste schon mißhandelt habe. Wieland, ob ihm gleich Reinhold unter allen Menschen der liebste ist, hat diesen durch üble Launen und ab-

wechſelndes Anziehen und Zurückſtoßen eigentlich aus Weimar getrieben. Heute habe er ihn für einen großen Geiſt und morgen für einen Eſel erklärt. Niemand als Wielands Frau, die alle Ungewitter abwartet, kann in ſeiner Atmoſphäre dauren. Du wirſt alſo begreifen, daß es ganz ohne Hexerei und ohne Verhetzungen zugegangen ſein konnte, daß er und ich auseinander kamen. Wieland, ſagt er mir, ſei der ſchlechteſte Menſchenkenner, und dieſes wird mir von allen, die ihn kennen, beſtätigt. Blumauer iſt ſeine Leidenſchaft. Nachdem dieſer hier geweſen war, hat er erklärt, daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächſte Jahr wiederkommen würde. Göſchen hat ihn auch gleich weggehabt. Ich ſelbſt habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern iſt. Dieſe Inkonſequenz und dieſe Wandelbarkeit der Laune erkennt er ſelbſt, und kann, wie mir Reinhold ſagt, in der folgenden Stunde abbitten und ſchmelzen wie ein Kind. — Aber ich mag mit ſolch einem Menſchen nicht leben. Wieland hat eine gar ſonderbare Neigung um Fürſten zu wohnen. Reinhold und ſeine Tochter verſichern mir, daß ſie vorzüglich der Pracht der Möblierung zuzuſchreiben ſei, die er in ihren Zimmern finde. Für dieſes hat er eine ganz beſondere Schwäche. Etwas natürlich tut doch die Eigenliebe. — Was ihn zum Beiſpiel an die alte Herzogin attachiert, iſt die Freiheit, die er ſich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem

Sopha zu ſchlafen. Man ſagt, er ſoll ihr ſchon auf das heftigſte widerſprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen ob das letztere wahr iſt, wenigſtens ſieht man die Beule nicht mehr.

Von den hieſigen großen Geiſtern überhaupt kommen einem immer närriſche Dinge zu Ohren. Herder und ſeine Frau leben in einer egoiſtiſchen Einſamkeit und bilden zuſammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der ſie jeden Erdenſohn ausſchließen. Aber weil beide ſtolz, beide heftig ſind, ſo ſtößt dieſe Gottheit zuweilen unter ſich ſelbſt aneinander. Wenn ſie alſo in Unfrieden geraten ſind, ſo wohnen beide abgeſondert in ihren Etagen, und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis ſich endlich die Frau entſchließt, in eigener Perſon in ihres Ehgemahls Zimmer zu treten, wo ſie eine Stelle aus ſeinen Schriften rezitiert, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott ſein, und auf den kann niemand zürnen" — Dann fällt ihr der beſiegte Herder um den Hals und die Fehde hat ein Ende. Schlechter ſind dieſe Gottheiten beſtellt, wo ſie wieder an die Sterblichkeit grenzen. So weiß man zum Beiſpiel, daß Fleiſcher und Schneider Hunderte an ſie zu fordern haben, und zwar ſeit acht und zehn Jahren. Einer Magd, die aus dem Dienſt geſchickt wurde, und welche ihren, ſehr hoch angelaufenen Lohn forderte, ſetzte die Frau Generalſuperintendent höchſteigenhändig eine Rechnung von

allem zerbrochenen Küchengeſchirre auf, daß nur noch 2 oder 3 Taler zu bezahlen übrig blieben. Preiſet Gott, daß ihr nicht unſterblich ſeid!

Bertuch und Herder haſſen einander wie die Schlange und des Menſchen Sohn. Bei Herdern geht es ſoweit, daß ſich alle ſeine Züge verändern ſollen, wenn Bertuchs Name genannt wird. Aber auch der geſchmeidige Bertuch iſt an dieſer einzigen Stelle ſterblich und fühlt etwas höchſt Seltenes — Leidenſchaft. Übrigens aber freue ich mich, Herdern wieder zu beſuchen. Er iſt ein eigener Menſch und inſofern ein Genuß für den Beobachter.

Aber ich muß nach Jena zurückkehren, wo ich Dich lange genug habe ſtehen laſſen. Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erſte Anblick, und wenn man ſogar die Augen zumachte, könnte man unterſcheiden, daß man unter Studenten geht, denn ſie wandeln mit Schritten eines Niebeſiegten. Anfangs, als Reinhold erſt hierher gekommen war, verdroß ihn die Grobheit dieſer Herrn, die ihm gegenüber wohnten und mit Hüten zum Fenſter heraus ihm ins Geſicht ſchauten. Er nahm alſo ſeinen eigenen Hut und ſetzte ihn gleichfalls auf. Das müſſen die Herren ſich doch zu Herzen genommen haben, denn ſie verließen das Fenſter und nahmen dieſen ritterlichen Zierrat vom Kopfe. Abends, wenn es dunkel wird, hört man faſt alle 4 Minuten die ganze lange Gaſſe hinunterſchallen: „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!“ — welches menſchen-

freundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnet, der über seinem Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert. Man hört auch wenig mehr von Duellen, doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geschichte. Die Anzahl der Studenten ist zwischen 7—800 und soll jetzt, wie der Ruhm der Universität, im Zunehmen sein.

Meine erste hiesige Bekanntschaft war Schütz und seine Frau. Er war eben aus einer schlimmen Krankheit aufgestanden, doch fand ich ihn schon sehr erholt und auch lebhaft. Seine Außenseite ist nicht liebenswürdig aber geistreich. Seine Augen haben Feuer. Er spricht mit vielem Sinn über alles, hier wird erstaunlich viel aus ihm gemacht, auch in Weimar. Wir sind recht gute Freunde geworden, was ich mir in Dresden nicht vermutete. Schütz hat am Carlos viel Geschmack gefunden, welches nicht ohne Wert für mich ist, denn er ist ein Mensch von Sinn. Den größten Teil der Literaturzeitung besorgt D. Hufeland mit ihm, ein vortrefflicher Kopf, in welchem vielleicht ein großer Mann schlummert. Ein still denkender Geist voll Salz und tiefer Forschung, und er ist noch jünger als wir beide. Auch mit diesem bin ich recht gut bekannt worden. An der Zeitung arbeiten gegen 120 Schriftsteller und von den wichtigsten in Deutschland wie sie ausgeben. Schütz und Bertuch stehen sich durch sie jeder auf

2500 Taler, den Mitarbeitern werden 15 Taler pro Bogen bezahlt. Das Haus heißt in Jena ſchlechtweg die Literatur und iſt ſehr ſchön und bequem gebaut. Ich habe mich in dem Bureau herumführen laſſen, wo eine ungeheure Quantität Verlagsbücher, nach dem Namen der Buchhändler geordnet, auf ſeinen Richterſpruch wartet. Eigentlich iſt doch eine rezenſierende Sozietät eine brutale und lächerliche Anſtalt, und ich muß Dir geſtehen, daß ich zu einem Komplott gegen dieſe geneigt bin. Vorher aber müſſen ſie mich in ihr Heiligtum führen. Die Profeſſor Schützin iſt ein triviales ſonſt ſehr lebhaftes Weib, das unausſprechlich gern gefallen will und ſich durch die auffallendſten übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht. Sonſt aber kommt ihre Eitelkeit dem Fremden, vorzüglich denen von einigem Rufe zu gut, die ſie mit Aufmerkſamkeit belagert. Bei Schützen lernt ich Döderlein kennen; eine feine ſchelmiſche Phyſiognomie im Kopf eines Geiſtlichen, mit dem ſich aber recht gut ſprechen läßt. Dieſen Abend war ich zwiſchen 4 Männern von Geiſt, was mir ſelten begegnete.

Der nächſte nach Döderlein und der gleichen Ruf mit ihm teilt iſt Griesbach, geheimer Kirchenrat. In deſſen Hauſe habe ich mit Charlotten meinen letzten Abend in Jena überaus angenehm zugebracht. Er wohnt des Sommers in einem großen neuerbauten Gartenhauſe an der Stadt, das eine ganz herrliche Landſchaft beherrſcht. Hier waren wir mit

Reinholds zu zehn Personen beisammen, und der Ton, den ich da fand, gefiel mir ungemein. Seine Frau ist eine sehr gescheite, wahre und natürliche Person, die viel Lebhaftigkeit hat. Er selbst scheint beim ersten Anblick verschlossen und kostbar, bald aber erwarmt er, und man findet einen sehr geselligen verständigen Mann. Ich habe mich lange mit ihm, vorzüglich über die Universität und die Stadt Jena, unterhalten. Die unter 4 sächsische Herzöge verteilte Gewalt über die Akademie macht diese zu einer ziemlich freien und sicheren Republik, in welcher nicht leicht Unterdrückung stattfindet. Diesen Vorzug rühmten mir alle Professoren, die ich sprach, und besonders Griesbach mit vielem Nachdruck. Die Professoren sind in Jena fast unabhängige Leute und dürfen sich um keine Fürstlichkeit bekümmern. Diesen Vorzug hat Jena unter den Akademieen voraus.

Von den übrigen Professoren hab ich keinen gesehen. Ich habe diesen die Gegenden vorgezogen, die ich mit Reinholds durchwanderte. Eine Partie machten wir nach dem Dorfe Lopetha eine Stunde von Jena, wo eine sehr geehrte Dichterin, die Frau Bürgermeister Bohlin, als Merkwürdigkeit des Landes besucht wird. Ich fand eine Frau von fünfzig Jahren ohngefähr, die aber noch ziemlich hell aus den Augen sieht. Ohngeachtet der Bewunderung, die sie in Weimar auszustehen hatte, ist sie doch von Affektation entfernt. Eine weitläuftige Wirtschaft

beſchäftigt ſie, und ihr Dichtertalent nimmt noch bloß mit den leeren Augenblicken vorlieb. Ein vortreffliches Gedicht „Wind und Männer" (als Gegenſatz zu dem engliſchen, „Wolken und Weiber"), das im D. Merkur ſteht, iſt von ihr. Sie ſagte mir die Freude auswendig und auch vieles aus dem Carlos. Hier zeigte man mir die Laube, worin zwiſchen Schütz, Wieland und Bertuch die erſte Idee der Literaturzeitung ausgeheckt wurde.

Der Weg nach Lopetha und die ganzen dortigen Gegenden ſind ungemein ſchön und gefällig. Eine Retraite an dieſem Orte könnte vielen Reiz für mich haben. Bei der Fr. Bürgermeiſtern fand ich die Büſte der Frau von Recke, die mich anzog. Es iſt keine gemeine Phyſiognomie, und ich kann begreifen, wie ſie Caglioſtro Hoffnungen erweckt hat.

Ich verließ Jena ſehr vergnügt und tat ein Gelübde, es nicht zum letztenmal geſehen zu haben. Hätte ich einen Plan nach Jena, ſo verſichert mir Reinhold, daß ich keine Schwierigkeiten finden würde. Ich ſoll, ſagte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin bekommen. Ich weiß aber nicht, mein Lieber. Mit dieſer Idee bin ich zerfallen. Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Exiſtenz mit Euch ſoll das Schickſal meines Lebens bleiben, vorausgeſetzt, daß mir Schriftſtellerei ein angenehmes Daſein verſchaffen kann. Dieſes muß ſich nach Verfluß eines Jahres entſchieden haben, wo ich alsdann wiſſen werde,

wie leicht oder ſchwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder und wie günſtig oder abhold das Glück mir ſein wird. Für meine ſpäteren Jahre muß mir freilich immer irgend eine Zuflucht in einer akademiſchen Wiſſenſchaft bleiben.

Ich habe am 28. Auguſt Goethes Geburtstag mit begehen helfen, den Herr von Knebel in ſeinem Garten feierte, wo er in Goethes Abweſenheit wohnt. Die Geſellſchaft beſtand aus einigen hieſigen Damen, Vogts, Charlotten und mir, Herders beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft, und Goethes Geſundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgäſten habe, aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar. Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminiert, und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beſchluß. An dieſem Tage ſah ich die jüngere Herzogin. Sie begegnete mir im Stern, als ich Charlotte zu Knebeln führte, aber es blieb nur beim bloßen Vorbeigehen. Es iſt eine ſchöne und edle Figur, aber viel Stolz und Fürſtlichkeit im Gange. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, 19. Dezember [Mittwoch] 1787.

Die wenigen freien Atemzüge, die ich jetzt unter der Laſt von Folianten und ſtaubigen Autoren

erhaſchen kann, gehören größtenteils Euch, meinen Lieben, denn auch meine hieſigen Verbindungen gewinnen durch Beziehungen auf Euch erſt ihren Wert für mich. An keinem Ort der Welt bin ich verſtanden, wie bei Euch, keine Menſchen ſind mir näher, ſelbſt meine Familie nicht, und kein Schickſal kann mich fremder mit Euch machen. Es gibt mir viele Freude in ſtillen Stunden, wenn ich mich unter Euch verſetze, und mir lebhaft mache, was wir für einander ſind. Mein Leben geht jetzt einen höchſt ruhigen, aber dabei ſehr tätigen Gang. Ich bin wachſamer als ich nie war, und jeder Tag hat für mich zwölf arbeitvolle Stunden und ſehr oft noch einige mehr. Ich habe weniger Zeit als gute Freunde, und dieſes Verhältnis hat ungemein viel Reiz. Gegen Abend, meiſt ſechs Uhr, denke ich oft an eine Zerſtreuung: dieſe finde ich entweder bei Charlotten oder Wielands, oder teile ſie unter die Bekanntſchaften des zweiten Grades, die Klubs und die Komödie. Charlotte ſeh ich die Woche nur drei-, höchſtens viermal, weil ich jetzt nie als die Abende ausgehe und ſonſt alle andere Menſchen vernachläſſigen müßte. Auch ſind Kalbs faſt über den anderen Tag bei Hof oder ſonſt herum. Ich höre, daß ſie Dir geſchrieben hat.

Auf Huber warte ich nun mit Ungeduld. Sein Manuſkript ſetze ich doch in die Thalia, doch wird er mir erlauben, hie und da durch einen beſcheidenen Strich den Wald lichter zu machen.

Meine niederländiſche Rebellion kann ein ſchönes Produkt werden; und wahrſcheinlich wird es viel tun. Im Merkur des folgenden Januars erſcheint etwas davon, das Euch vorläufig eine Idee geben wird. Alles macht mir hier ſeine Glückwünſche, daß ich mich in die Geſchichte geworfen, und am Ende bin ich ein ſolcher Narr, es ſelbſt für vernünftig zu halten. Wenigſtens verſichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bei der Arbeit gibt, und daß auch die Idee von etwas Solidem (das heißt, etwas, das ohne Erleuchtung des Verſtandes dafür gehalten wird) mich dabei ſehr unterſtützt; denn bis hierher war ich doch faſt immer mit dem Fluche belaſtet, den die Meinung der Welt über dieſe Libertinage des Geiſtes, die Dichtkunſt, verhängt hat. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 7. Januar [Montag] 1788.

. . . Deine Geringſchätzung der Geſchichte kommt mir unbillig vor. Allerdings iſt ſie willkürlich, voll Lücken und ſehr oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philoſophiſchen Geiſt reizen, ſie zu beherrſchen; das Leere und Unfruchtbare einen ſchöpferiſchen Kopf herausfordern, ſie zu befruchten und auf dieſes Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter ſei, einen Stoff auszuführen, den man ſich

ſelbſt gegeben hat, als einen, davon gewiſſe Bedingungen vorgeſchrieben ſind. Im Gegenteil habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeſchränkteſte Freiheit, in Anſehung des Stoffs, die Wahl ſchwerer und verwickelter macht, daß die Erfindungen unſerer Imagination bei weitem nicht die Autorität und den Kredit bei uns gewinnen, um einen dauerhaften Grundſtein zu einem ſolchen Gebäude abzugeben, welche uns Fakta geben, die eine höhere Hand uns gleichſam ehrwürdig gemacht hat, d. h. an denen ſich unſer Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philoſophiſche innere Notwendigkeit iſt bei beiden gleich; wenn eine Geſchichte, wäre ſie auch auf die glaubwürdigſten Chroniken gegründet, nicht geſchehen ſein kann, d. h. wenn der Verſtand den Zuſammenhang nicht einſehen kann, ſo iſt ſie ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geſchehen ſein muß, ſobald ihre Vorausſetzungen Realität enthalten, ſo iſt ſie wieder ein Unding.

Über die Vorteile beider Arten von Geiſtestätigkeit iſt nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werts, den ich einer hiſtoriſchen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der ſogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geiſtes für die Frivolität einer Tragödie. Glaube nicht, daß dieſes mein Ernſt nicht ſei, noch weniger, daß ich Dir hier einen fremden Gedanken verkaufe. Iſt nicht das Gründliche der Maßſtab, nach welchem Verdienſte

gemeſſen werden? Das Unterrichtende, nämlich das, welches ſich dafür ausgibt, von weit höherem Range, als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urteilt der Pöbel — und ſo urteilen die Weiſen. Bewundert man einen großen Dichter, ſo verehrt man einen Robertſon — und wenn dieſer Robertſon mit dichteriſchem Geiſte geſchrieben hätte, ſo würde man ihn verehren und bewundern. Wer iſt mir Bürge, daß ich das nicht einmal können werde — oder vielmehr — daß ich es den Leuten werde glauben machen können?

Für meinen Carlos — das Werk dreijähriger Anſtrengung, bin ich mit Unluſt belohnt worden. Meine niederländiſche Geſchichte, das Werk von 5, höchſtens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angeſehenen Manne machen. Du ſelbſt, mein Lieber, ſei aufrichtig und ſage, ob Du es einem Manne, der Dir das, was Du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wiſſen würdeſt, als einem andern, der Dir etwas noch ſo Schönes auftiſcht, das Du entbehren kannſt. Ich ſelbſt, der ich jetzt genötigt bin, ſeichte, trockne und geiſtloſe Bücher zu leſen, was gebe ich drum, wenn mir einer die niederländiſche Geſchichte nur ſo in die Hände lieferte, wie ich ſie dem Publikum vielleicht liefern werde. Auf der Straße, die man gehen muß, dankt man für eine wohltätige Bank, die ein Menſchenfreund dem müden Wandrer hingeſetzt hat, oder für eine liebliche Allee weit mehr, als wenn

man sie in einem Lustgarten findet, dem man hätte vorübergehen können. Wenn es Notdurft ist, die Geschichte zu lernen, so hat derjenige nicht für den Undank gearbeitet, der sie aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt, und da Genüsse hinstreut, wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur Mühe zu finden. Ich weiß nicht, ob ich Dir meine Ideen klar gemacht habe; aber ich fühle, daß ich die Materie mit überzeugtem Verstande verlasse.

Nun auch zu andern Artikeln. Daß ich jetzt so vielen Wert auf Gründlichkeit lege, führt Dich vielleicht auf die Vermutung, daß ich für ein Etablissement arbeite. Das ist dennoch der Fall nicht, aber mein Schicksal muß ich innerhalb eines Jahres ganz in der Gewalt haben und also für eine Versorgung qualifiziert sein. Dahin habe ich seit dem vorigen September ohne Unterbrechung gearbeitet, und ich denke noch gleich über diesen Punkt. Damit hängt alles, was ich Dir unterdessen auch geschrieben haben mag, zusammen. Vielleicht — und das ist das Höchste, wonach ich strebe — vielleicht habe ich nie nötig, von dieser Nothilfe Gebrauch zu machen, aber sie muß bereit sein, wenn ich sie brauche. Es ist wahrscheinlich, daß ich einen Ruf nach Jena bekommen werde, vielleicht innerhalb eines halben Jahrs, aber ich werde die schlechten Bedingungen, die man mir machen muß, dazu benutzen, ihn nicht anzunehmen, und auch nicht ganz

abzuſchlagen. Ich werde mir einige Jahre wenigſtens retten, bis ich geſehen habe, ob ich durch den Merkur exiſtieren kann. Iſt dieſes, ſo bedarf ich keiner Verſorgung.

Aber ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen, wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Tätigkeit ſind in mir abgenützt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den inneren Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an deſſen Daſein mein eigenes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüt, wie verfinſtert mein Kopf iſt — und alles dieſes nicht durch äußeres Schickſal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, ſondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir verſchwunden iſt, wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehen. Eine philoſophiſche Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüten drohen abzufallen. Glaube nicht, daß ich Dir hier die Laune eines Augenblicks gebe. So war ich noch bei Euch, ohne es mir ſelbſt klar zu machen, ſo bin ich faſt

die ganze Zeit meines Hierseins gewesen, so kennt mich Charlotte seit langer Zeit. Mein Wesen leidet durch diese Armut, und ich fürchte für die Kräfte meines Geists.

Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohltätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 18. Januar [Freitag] 1788.

Antworten kann ich Dir auf Deinen Brief zwar nicht, denn eben erhalte ich ihn, und in einer halben Stunde muß dieser fort sein — aber ich schreibe Dir meine ersten Empfindungen, nachdem ich ihn durchlesen.

Etwas Wahres mag daran sein, wenn Du mir

vorwirfst, daß ich prosaischer worden bin — aber vielleicht doch nicht in dem Verstande, wie Du glaubst. Ich habe Dir neulich meine Ideen vielleicht durch Umständlichkeit verwirrt — hier sind sie kürzer und vielleicht einleuchtender.

Erstens. Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt.

Zweitens. Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich, forciere ich diese, so mißraten sie. Beides weißt Du. Laune aber geht nicht gleichförmig mit der Zeit — aber meine Bedürfnisse. Also darf ich, um sicher zu sein, meine Laune nicht zur Entscheiderin meiner Bedürfnisse machen.

Drittens. Du wirst es für keine stolze Demut halten, wenn ich Dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer — weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr mich auf diesem Wege auszuschreiben.

Viertens. Es fehlt mir an Zeit, Lernen und Schreiben gehörig zu verbinden. Ich muß also darauf sehen, daß auch Lernen als Lernen mir rentiere!

Fünftens. Es gibt Arbeiten, bei denen das Lernen die Hälfte, das Denken die andere Hälfte tut. — Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu

einer hiſtoriſchen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, iſt ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines hiſtoriſchen Buches habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauſpiels vielmehr verloren.

Sechſtens. Bei einem großen Kopf iſt jeder Gegenſtand der Größe fähig. Bin ich einer, ſo werde ich Größe in mein hiſtoriſches Fach legen.

Siebentens. Weil aber die Welt das Nützliche zur höchſten Inſtanz macht, ſo wähle ich einen Gegenſtand, den die Welt auch für nützlich hält. Meiner Kraft iſt es eins, oder ſoll es eins ſein — alſo entſcheidet der Gewinn.

Achtens. Iſt es wahr oder falſch, daß ich darauf denken muß, wovon ich leben ſoll, wenn mein dichteriſcher Frühling verblüht? Hältſt Du es nicht für beſſer, wenn ich mich entfernt auf eine Zuflucht für ſpätere Jahre bereite? — Und wodurch kann ich das, als durch dieſen Weg? Und iſt nicht die Hiſtorie das Fruchtbarſte und Dankbarſte für mich?

Neuntens. Über den zweiten Artikel meines vorigen Briefs und Deiner Antwort über das Heiraten habe ich nur eine, aber eine ſehr wichtige Antwort; wichtig für Dich, weil Du mich liebſt. Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich; ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht ſo wohl, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und

ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens, die Übung des Gefühls in vielen und ununterbrochenen, wenn auch nur kleinen und ſchwachen geſelligen Empfindungen gibt. Doch ich kann Dir wirklich keinen Schatten von dem beſchreiben, was ich empfinde. Ich bin nicht ſo ſonderbar, als Du vielleicht aus dieſen Äußerungen für mich ſchließeſt: juſt dieſes würdeſt Du aus allgemeinen Menſchengefühlen am leichteſten erklären. Hier bin ich beinahe, was man ſagen kann, glücklich von außen. Ich bin von vielen Menſchen geliebt, recht teilnehmend wird mir von ihnen begegnet. Ich habe eine ſehr ſanfte und genußvolle Exiſtenz. Aber umſomehr ſehe ich, daß die Quelle meines Unmuts in dieſem Weſen liegt, das ich ewig mit mir herumtrage. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Weimar, den 5. April [Sonnabend] 1788.

Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Teil meiner jetzigen Freuden mit ſich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieſes ſchon ſo oft geſagt, daß es mich nicht mehr überraſchen ſollte, und doch tut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierſeins auch die meinigen waren und die meinigen ſein konnten, ſo war mir Ihr Hierſein doch ſchon an ſich allein ein Vergnügen, und die Möglichkeit,

Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache, aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Wert gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas Weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Anteil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken miteinander sympathisieren, und das soll mir eine unendlich werte Entdeckung sein. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 25. April [Freitag] 1788.

. . . Sobald der Frühling einmal dauerhaft da ſein wird, ziehe ich in die Einſamkeit aufs Land; mein Kopf und mein Herz ſehnen ſich darnach. Ich werde mich eine kleine Stunde von Rudelſtadt niederlaſſen. Die Gegenden ſind dort überaus ländlich und angenehm, und ich kann da in ſeliger Abgeſchiedenheit von der Welt leben. Das Lengefeldiſche Haus, von dem ich Dir nach meiner Zurückreiſe von Meiningen geſchrieben habe, wird mir den ganzen Mangel an Geſellſchaft hinlänglich erſetzen. Es ſind dort mir ſehr ſchätzbare Menſchen beiſammen, von ſehr vieler Bildung und dem edelſten Gefühl. Sie ſind auch ſchon in der Welt geweſen und haben eine glückliche Gemütsſtimmung daraus zurückgebracht. Alles was Lektüre und guter Ton einer glücklichen Geiſtesanlage und einem empfänglichen Herzen zuſetzen kann, finde ich da in vollem Maße; außerdem auch viele muſikaliſche Fertigkeit, die nicht den kleinſten Teil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verſpreche. Dieſem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen. Sonſt erwarten meiner die mannigfaltigſten, ich muß leider ſagen, die drückendſten Arbeiten; aber ich gehe ihnen mit ziemlichem Mut, ja ſelbſt mit Vergnügen entgegen. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Weimar, den 2. Mai [Freitag] 1788.

Sie haben die Angelegenheit, deren Beſorgung Sie ſo gütig übernahmen, ſo ganz nach meinen Wünſchen und über alle meine Erwartungen zu ſtande gebracht, beſtes Fräulein, daß ich Ihnen unendlichmal dafür verbunden bin. Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben. Ich habe Ihnen viele Mühe gemacht; aber ich weiß auch, daß Ihnen das Vergnügen, welches Sie mir dadurch verſchafften, ſtatt alles Dankes iſt.

Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege als die Unſicherheit der Jahreszeit, die aber in wenig Tagen wird gehoben ſein, und die Berichtigung einiger Kleinigkeiten, die mich aber auch nicht länger als etwa 8 oder 10 Tage hier aufhalten ſoll. 10 Tage ſind alſo mein längſter Termin; dann adieu Weimar. Ich werde in Ihren ſchönen Gegenden, in dieſer ländlichen Stille mein eigenes Herz wieder finden, und Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft wird mich für alles, was ich hier zurücklaſſe, reichlich entſchädigen.

. . . Sie warnen mich, beſtes Fräulein, daß ich mir von meinem Aufenthalt bei Ihnen (oder wollten Sie vielleicht ſagen von Ihrer Freundſchaft?) nicht zuviel verſprechen ſoll. Mir iſt in der Tat für nichts

bange, als daß ich, bei allen Beſtrebungen und Wünſchen, nichts, gar nichts im Vermögen haben werde, was gegen das Vergnügen, das Ihr Umgang, auch ohne Ihr Zutun, mir gewährt, in Anſchlag kommen kann. Aber Ihre Warnung, beſtes Fräulein, erinnert mich, daß es doch wohl möglich ſein könnte, ich ſetze zu viele gute Meinung von mir bei Ihnen ſelbſt voraus, und mehr als ich bis jetzt Gelegenheit gehabt habe, zu verdienen. Ich finde wirklich, daß ich bisher, mehr als ich ſollte, an mich ſelbſt dabei gedacht habe und daß mich die liebliche Vorſtellung Ihrer Freundſchaft gar wohl verleitet haben könnte, ſie als etwas ſchon Erworbenes und Entſchiedenes vorauszuſetzen. Dieſes, beſtes Fräulein, und nicht meine Phantaſie habe ich zu fürchten, denn meine Phantaſie, das glauben Sie mir! hat gar keinen Anteil an meiner Vorſtellung von Ihnen. Ich bitte alſo für mich ſelbſt um die Toleranz, die Ihre Beſcheidenheit ſie von mir begehren ließ; und im Ernſte bitte ich Sie darum. Werden Sie auch meine Fürſprecherin bei den Ihrigen; ſagen Sie Ihnen lieber recht viel Schlimmes von mir, daß ſie doch durch das wenige Gute, was ich noch habe, überraſcht werden und es mir höher anſchreiben. Vor allen Dingen aber ſagen Sie ihnen, wie ſehnlich ich unſerer näheren Bekanntſchaft entgegenſehe. . . .

An Gottfried Körner.

Volkstädt bei Rudolstadt, den 26. Mai [Montag] 1788.

Seit acht Tagen bin ich nun hier in einer sehr angenehmen Gegend, eine kleine halbe Stunde von der Stadt, und in einer sehr bequemen, heitern und reinlichen Wohnung. Das Glück hat es gefügt, daß ich ein neues Haus, das besser, als auf dem Lande sonst geschieht, gebaut ist, finden mußte. Es gehört einem wohlhabenden Manne, dem Kantor des Orts. Das Dorf liegt in einem schmalen aber lieblichen Tale, das die Saale durchfließt, zwischen sanft ansteigenden Bergen. Von diesen habe ich eine sehr reizende Aussicht auf die Stadt, die sich am Fuße eines Berges herumschlingt, von weitem schon durch das fürstliche Schloß, das auf die Spitze des Felsen gepflanzt ist, sehr vorteilhaft angekündigt wird, und zu der mich ein sehr angenehmer Fußpfad, längs des Flusses, an Gärten und Kornfeldern vorüberführt. In dem Dorfe selbst ist die Porzellanfabrik, die Du vielleicht kennst. Ich habe zwei kleine Stunden nach Saalfeld, ebensoweit nach dem Schlosse Schwarzburg und zu verschiedenen zerstörten Schlössern, die ich alle miteinander nach und nach besuchen will. — In der Stadt selbst habe ich an der Lengefeldschen und Beulwitzschen Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft, und bis jetzt noch die einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus, und eine ausschließende an irgend eine einzelne

Perſon aus demſelben, ſehr ernſtlich zu vermeiden ſuchen. Es hätte mir etwas der Art begegnen können, wenn ich mich mir ſelbſt ganz hätte überlaſſen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der ſchlimmſte Zeitpunkt, wenn ich das bischen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geſchäfte gebracht habe, durch eine ſolche Distraktion wieder über den Haufen werfen wollte.

Ich habe vieles zum Leſen mit hierher gebracht. Es kommt nun darauf an, was zu Ausgang meines Termins wird geſchehen ſein. Täglich ſtoße ich noch auf meinen Mangel an Lektüre, und beinahe fürchte ich, daß ich die letzten zehn Jahre nie ganz werde erſetzen können. Daran hindert mich wie immer das leidige Bedürfnis, daß ich viel ſchreiben muß, und der unglückliche Umſtand, daß ich langſam arbeite. Nach der gewiſſenhafteſten Zeitberechnung, wie ſie ſich nämlich bei ſolchen willkürlichen Fällen anſtellen läßt, bleiben mir des Tages höchſtens drei Stunden zur Lektüre — und wie wenig iſt das bei einer ſolchen Anzahl nur der unentbehrlichſten Schriften, die ich nachholen muß.

Die Arbeiten, mit denen ich dieſen Sommer zu ſtande kommen möchte, ſind der Geiſterſeher, der leicht auf fünfundzwanzig bis dreißig Bogen anlaufen dürfte, der zweite Teil meiner niederländiſchen Rebellion und der Reſt des erſten, ein Theaterſtück (noch ſteht es dahin, ob dieſes der

Menſchenfeind oder ein anderes ſein werde, das ich, wie der Schwabe ſagt, an der Kunkel habe) und hier und da ein Aufſatz in den Merkur. Aus dem bisherigen Lauf meiner Schreibereien zu ſchließen, dürfte dieſes Unternehmen wohl faſt übertrieben ſein. Indeſſen wollen wir ſehen. Geſchieht auch nicht alles, ſo iſt doch immer das gewonnen, was geſchieht. Ganz bin ich hier doch noch nicht zu Hauſe; auch meine Arbeiten ſtrömen noch nicht. Bin ich aber einmal darin, ſo weiß ich aus der Erfahrung, daß es raſch geht; und weil alsdann die Unregelmäßigkeiten und Zerſtreuungen wegfallen, die den Lauf meines Fleißes in der Stadt gehemmt haben, ſo gelingt es mir vielleicht, alsdann deſto länger in dieſer Tätigkeit zu verharren. . . .

An Gottfried Körner.

Volkſtädt, den 27. Juli [Sonntag] 1788.

. . . Die Niederländiſche Geſchichte wird nach dem angefangenen Plane 6 Bände. Der erſte hat 32 Bogen. Nun urteile! Es wird alles auf die Aufnahme des erſten Verſuchs ankommen, ob ich in dem Fache verharre. Wenn ich aber auch nicht Hiſtoriker werde, ſo iſt dieſes gewiß, daß die Hiſtorie das Magazin ſein wird, woraus ich ſchöpfe, oder mir die Gegenſtände hergeben wird, in denen ich meine Feder und zuweilen auch meinen Geiſt übe. . . .

An Gottfried Körner.

Rudolstadt, den 20. August [Mittwoch] 1788.

... Du glaubst, es würde gut sein, wenn wir wieder beisammen wären. Wenn ich mich nur im Geringsten überzeugen könnte, daß ich Dir jetzt etwas sein könnte, so sollte mich gewiß weder Weimar noch Rudolstadt halten, so wenig ich leugnen will, daß mir der Aufenthalt in Rudolstadt ungemein wohlgetan hat. Aber es ist ein Gemütszustand in mir nach und nach aufgekommen, der gar nicht wohltätig auf Dich wirken würde, besonders da Leichtigkeit der Gefühle und Ruhe des Gemüts das sind, dessen Du jetzt am meisten um Dich herum zu bedürfen scheinst. Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe. Diese Erfahrung habe ich diesen Sommer gar häufig gemacht. Ich bin lebhaft überzeugt, daß ich durchaus nicht für die Gesellschaft tauge, und ich werfe mir vor, daß ich immer nicht Stärke genug besessen habe, nach dieser Überzeugung zu handeln. Alle Bestrebungen sind umsonst, sich etwas zu geben, was nicht in uns liegt — und darüber verscherzt man den Genuß dessen, was man wirklich besitzt. Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner wenigen Freuden hab ich

von ihr empfangen. Mein Geist wirkt mehr im stillen, im Umgange mit sich selbst; selbst für andere wirkt er so mehr. Seit 6 und 8 Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden, die ich mir nicht vergeben kann. Und bin ich nicht Herr meines Schicksals? Warum verharre ich in einem Zustande, der gar nicht für mich ist? Das sind Betrachtungen, die ich jetzt so oft und so anhaltend anstelle, daß sie es endlich doch bei mir zu einem Entschlusse bringen werden. Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will? Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre.

... Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voßens Übersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der Tat ganz vortrefflich ist; die Hexameter weggerechnet, die ich gar nicht mehr leiden mag; aber es webt ein so herzlicher Geist in dieser Sprache, dieser ganzen Bearbeitung, daß ich den Ausdruck des Übersetzers für kein Original, wär es noch so schön, missen möchte. Die Iliade lese ich in einer prosaischen Übersetzung. In den nächsten 2 Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine modernen Schriftsteller mehr. Vieles, was Du mir ehemals geschrieben, hat mich ziemlich überzeugt. Keiner tut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, und die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen

eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Du wirſt finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerſt wohltun, — vielleicht Klaſſizität geben wird. Ich werde ſie in guten Überſetzungen ſtudieren — und dann — wenn ich ſie faſt auswendig weiß, die griechiſchen Originale leſen. Auf dieſe Art getraue ich mir ſpielend griechiſche Sprache zu ſtudieren. Schreibe mir über dieſe Materie Deine Gedanken.

... Ich habe dieſer Tage einen Trauerfall gehabt, der mich ſehr rührte: die Frau, auf deren Gut ich war, iſt geſtorben. Es war ein recht gutes Weſen und vorzüglich eine ſehr gute Mutter für ihre vielen Kinder. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

[Rudolſtadt, Ende Auguſt 1788.]

Wie haben Sie denn heute Nacht in Ihrem zierlichen Bette geſchlafen? Und hat der ſüße Schlaf ihre lieben holden Augenlider beſucht? Sagen Sie mirs in ein paar geflügelten Worten — aber ich bitte Sie, daß Sie mir Wahrheit verkündigen. Lügen werden Sie nicht ſagen, denn Sie ſind viel zu verſtändig.

Es iſt heute wieder ein gar ſchöner Tag und er würde noch einmal ſo ſchön ſein, wenn Sie recht

heiter aufgeſtanden wären und ſich mit uns desſelben freuen wollten. Sind Sie aber noch nicht ganz gut und nicht frei genug um den Kopf, um ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, oder zerſtreut Sie vielleicht Geſellſchaft, ſo laſſen Sie michs wiſſen, und wir leben dann den Tag ſo miteinander hin — ſchwatzen, leſen und freuen uns, daß wir zuſammen in der Welt ſind. Was macht Ihre Schweſter? Klappert der Pantoffel ſchon um ihre zierlichen Füße, oder liegt ſie noch im weichen ſchöngeglätteten Bette? Adieu. Sind Sie noch nicht aufgeſtanden, ſo laſſen Sie mich nur mündlich wiſſen, wie Sie die Nacht zugebracht haben. Laſſen Sie auch den Garten aufſchließen, ich habe eine Verſuchung, ein bischen drin herum zu wandeln. Leben Sie recht wohl!

An Gottfried Körner.

Rudolſtadt, den 12. September [Freitag] 1788.

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warteteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau v. Schardt, der, die Du im Bad geſehen haſt, beſuchte. Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden

und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen. Vorzüglich weiß er einem anſchaulich zu machen, daß dieſe Nation mehr als alle andren europäiſchen in gegenwärtigen Genüſſen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsſtrichs die Bedürfniſſe einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laſter und Tugenden ſind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert ſehr

gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von 5 Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nötig noch möglich, ganze Tage, wie wir tun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheirateten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des andern Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sichs nicht teurer und kaum so teuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Die Angelica Kaufmann rühmt er sehr; sowohl von Seiten ihrer Kunst als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein; aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstand hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmut zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mitteilen, aber es wird mir erst gelegenheitlich einfallen. Im Ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber

ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

[Rudolstadt, Ende September 1788.]

... Wir könnten einander das bischen Leben und Dasein recht angenehm durchbringen helfen, das finde ich mit jedem Tage mehr — und das ist doch nicht immer zu haben, wenn man es will, das gönnen uns wenig Menschen. Wie glücklich bin ich durch Ihren Umgang, und wie viel wird er mir mit jedem Tage. Es ist auch viel Mannigfaltigkeit in unserm Zirkel, die sich dann wieder in eine Übereinstimmung auflöst — fünf Köpfe und Herzen, die am Ende doch wieder in Eins sich zusammenneigen. Ich kann mich gar nicht mit der Idee ver-

ſöhnen, daß ich Sie einmal wieder verlaſſen ſoll, und jeden Morgen und jeden Abend projektiere ich mit mir ſelbſt, wie ich dieſer Notwendigkeit entfliehen kann. Längſt ſchon haßte ich meine iſolierte Exiſtenz, es iſt eine notwendige Bedingung meiner Glückſeligkeit, mich als den Teil eines Ganzen zu fühlen. Alle Bitterkeiten, die von jeher in mein Leben gemiſcht worden ſind, haben keine andere Quelle gehabt, als meine Einſamkeit in dieſer geſelligen Schöpfung; und die vielen fehlgeſchlagenen Verſuche, die ich angeſtellt habe, ihr zu entfliehen, haben ſie mir nur drückender und unleidlicher gemacht. Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte! Es läßt ſich gar wenig ſagen, und ſchreiben noch weniger. Vielleicht geben Sie mir einmal Gelegenheit, mein Herz über dieſe Materie mehr aufzuſchließen.

An Gottfried Körner.

Rudolſtadt, den 20. Oktober [Montag] 88.

... Ich bin jetzt mit einer Überſetzung der Iphigenia von Aulis aus Euripides beſchäftigt. Ich mache ſie in Jamben; und wenn es auch nicht treue Wiedergebung des Originales iſt, ſo iſt es doch vielleicht nicht zu ſehr unter ihm. Die Arbeit übt meine dramatiſche Feder, führt mich in den Geiſt der Griechen hinein, gibt mir, wie ich hoffe, unvermerkt ihre

Manier — und zugleich liefert sie mir interessante Ingredienzien zum Merkur und zur Thalia, welche letztere sonst umsonst ihren Namen führen würde. Ich habe den griechischen Text, die lateinische Übersetzung und das Theatre Grec von P. Brumoy dazu. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

[Rudolstadt, November 1788.]

Nein gewiß! Wir wollen uns diesen Sommer und diesen Frühling nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist; er hat unsere Herzen mit schönen, seligen Empfindungen bereichert, er hat unsre Existenz verschönert und das Eigentum unsrer Seele vermehrt. Mich machte er glücklicher als die mehresten, die ihm vorher gegangen sind, er wird mir noch wohl tun in der Erinnerung, und die liebe holde Notwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Teilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freun, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unsrer Freundschaft gebildet, und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.

Ich bin heute recht wohl auf, ob ich gleich eigentlich nichts habe arbeiten können. Nach Tiſche ſehen wir uns. Die Briefe von K[örner] laſſen Sie mich erſt mit Gelegenheit ausſuchen.

An Lotte von Lengefeld.

[Rudolſtadt, November 1788.]

Wüßte ich nur etwas, womit ich Sie eben ſo ſchön an mich erinnern könnte, als Ihre ſchöne Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hilfe, aber alles Gute und Schöne, wie Sie ſchon aus dem lieben Evangelium wiſſen, hat wie die Sakramente eine unſichtbare Wirkung und ein ſichtbares Zeichen.

Die Zeichnung wird meinem Schreibtiſch gegenüber ſtehen, manchen ſtillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier ſo freundlich und wohltätig vorüber geeilt ſind. Noch einmal haben Sie recht ſchönen Dank dafür! Es gibt mir eine gar angenehme Empfindung, zu wiſſen, daß Sie ſich mit etwas beſchäftigt haben, das mir Vergnügen machen würde.

Jetzt, da es ſich dem Ziel nähert, mache ich mir Vorwürfe, daß ich nicht beſſer mit den Augenblicken hausgehalten habe, die ich bei Ihnen zubringen konnte. Oft meine ich, Ihnen viel, gar viel, geſagt

zu haben, und doch finde ich zu andern Zeiten, daß ich noch weit mehr hätte ſagen können und ſagen wollen. Wenn indeſſen nur der gelegte Grund feſt und maſſiv iſt, ſo wird die liebe, wohltätige Zeit noch alles zur Reife bringen. Ich weiß und fühle, daß mein Andenken hier unter ihnen leben wird, und dies iſt eine freudige Erinnerung für mich. Leben Sie recht wohl.

Ich ſehe Sie wohl heute abend nach Tiſche noch.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 19. Nov. [Mittwoch] 88.

. . . Hier wird über mich geklagt, daß ich meiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und Zuhauſeſitzen ſchaden würde. Aber ſo ſind die Leute! Sie können es einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und wie teuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Klubs und Zirkels und Kaffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ichs wirklich in Rudolſtadt geworden. . . .

Den 20. November.

. . . Daß Ihnen Körners Briefe ſein Weſen vergegenwärtigt haben, freut mich ſehr. Es iſt kein impoſanter Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch

nie auf einem falſchen Klang überraſcht; ſein Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn; in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte. Ich werde Ihnen nach und nach mehreres von ihm zu leſen geben. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

[27. November, 1788] Donnerstag abends.

. . . Der Ernſt Ihres Weſens läßt Sie dieſe frivole Unterhaltung verachten, und das iſt vortrefflich. Eben dieſer Ernſt unterſcheidet Sie aus Hunderttauſenden, und bewahre der Himmel, daß ich Sie anders wünſchte. Wie nahe hat Sie dieſe Eigenſchaft meinem Weſen gebracht (das iſt freilich für Sie wenig, aber mir iſt es eine Quelle von Vergnügen), aber hüten Sie ſich, daß Ihnen dieſer Zug zu ernſthaften Dingen die armen guten Menſchlein nicht verleide, mit denen man einmal leben muß, und Sie in Ihren Lagen mehr als meinesgleichen. Intoleranz gegen andre Menſchen iſt eine Klippe, an der beſonders gerne die Menſchen von Charakter und zartem Gefühle ſcheitern. Von dieſer Seite alſo wünſchte ich Ihnen lieber einige Tropfen leichtes Blut mehr, wiewohl ich Ihnen nicht zur Laſt legen kann, daß Sie gegen ihren Nebenmenſchen finſter ſind. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 4. Dezember [Donnerstag] 88.

... Es ist mir gar lieb zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geist würden sich an ihm wärmen, und er scheint jetzt auch einer wohltätigen Geistesfriktion nötig zu haben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und das ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zärtesten moralischen Gefühl und mit [einer] instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein [freies] kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden [und Fehler] anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Gerade das Gegenteil [dessen, was m]an alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles, und [ihren Ne]ben Menschen nichts vergeben.

Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort in einer Wüste der Geister. Die Kursachsen sind nicht die liebenswürdigsten von unsern Landsleuten,

aber die Dresdner ſind vollends ein ſeichtes, zuſammengeſchrumpftes, unleidliches Volk, bei dem es einem nie wohl wird. Sie ſchleppen ſich in eigennützigen Verhältniſſen herum, und der freie edle Menſch geht unter dem hungrigen Staatsbürger ganz verloren, wenn er anders je dageweſen iſt. Zuweilen begegnet man einem verſtümmelten Abdruck oder vielmehr einer Ruine, die ehmals Geiſt oder Herz beſeelte. Aber die fatalen Verhältniſſe haben beides zertreten und verheert; ſo daß man, um das Gleichnis fortzuführen, nur noch aus einer ſtehen gebliebenen Säule den Geiſt des Meiſters und die Ordnung erkennt, in der das Gebäude aufgeführt worden. Ich habe ſchon etlichemal verſucht, Körnern zu einem heroiſchen Schritt zu vermögen und ihn dieſe heilloſen Feſſeln wegwerfen zu laſſen, aber er hat mir Gründe entgegengeſetzt, worauf ich ihm nichts antworten kann — welche ſich aber in der Folge der Zeit aufheben werden. Ich ſchreibe Ihnen da ſehr viel über meinen Freund und vielleicht zu viel — aber würde ich das tun, wenn ich nic[ht] die Geliebten meines Herzens gerne mit einander verwech[ſelte] und ſie in meinem Kopfe und in meiner Feder, weil es d[och leider in] der Wirklichkeit nicht angeht, gern zuſammenbringen möchte.

. . . Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Teil davon kommt auch auf ſein Altertum. Den Menſchen ſich ſo ewig ſelbſt-

gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Kolliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften. Bei dieſer unendlichen Manigfaltigkeit immer doch dieſe Ähnlichkeit, dieſe Einheit derſelben Menſchenform. Oft iſt die Ausführung ſo, daß kein anderer Dichter ſie beſſer machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Leſen ginge ſie noch an, aber ſie überſetzen zu müſſen und zwar gewiſſenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiſte Mühe. Im nächſten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu leſen bekommen. Wielanden gebe ich eine Überſetzung vom Agamemnon des Äſchylus in den Merkur; das iſt aber erſt gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieſes Stück eins der ſchönſten iſt, die je aus einem Dichterkopfe gegangen ſind. . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 10. Dezember [Mittwoch] 1788.

Was Sie von der Geſchichte ſagen, iſt gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geſchichte vor dem Roman voraushat, könnte ſie ſchon allein über ihn erheben. Es fragt ſich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philoſophiſche und Kunſtwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern

poetiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſoviel Wert hat als die hiſtoriſche.

Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt, und ſich ausdrückt, iſt ein großes wichtiges Faktum für den Menſchen; und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innre Übereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſein muß. Der Nutzen iſt unverkennbar. Man lernt auf dieſem Weg den Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter. Aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder mit einer gewiſſen Unbehilflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt. Und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt.

Was Körner aus ſeinen Vorderſätzen auf meinen Beruf zur Geſchichte anwendet, mag immer richtig ſein. Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſein, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt über-

haupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 15. Dezember [Montag] 1788.

. . . Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena worden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Reskript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend und auch für meinen Vorteil dringend. Voigt sondierte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kams als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Mut dazu. In dem Reskript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht werden und die Sache also ziemlich

entſchieden ſein würde. So ſtehen die Sachen. Ich bin in dem ſchrecklichſten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorſtehen und des Geldes wegen höchſt notwendig ſind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rate mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln laſſen, wenn ich Dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe ſagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wiſſen alle nicht, wie wenig Gelehrſamkeit bei mir vorauszuſetzen iſt. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Profeſſur in allerlei neue Unkoſten ſetzen wird, Lehrſaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieſes Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir aufs Studieren drauf geht, am wenigſten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieſer trüben Periode, denn nun ſcheint ſich doch mein Schickſal endlich fixieren zu wollen. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 25. Dezember [Donnerstag] 88.

. . . Aber Du ſetzeſt voraus, daß mir ein Fixum ausgeworfen werden würde, darin irrſt Du Dich ſehr. Woher nehmen? Dies war bei Reinhold ein außerordentlicher Fall, weil man Himmel und Erde bewegte und ſie heraus bettelte. Und eben dieſer Fall macht einen zweiten deſto ſchwerer. Außerdem würde

eine ſolche Bettelei mich mehr erniedrigen, als 200 Reichstaler (ſoviel hat Reinhold) mir im Grunde helfen können.

Mein ganzes Abſehen bei dieſer Sache iſt, in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine beſſere Verſorgung finden kann. Jena iſt unter allen, die mir bekannt ſind, dazu der einzig ſchickliche Platz. Mit 400 Talern kann ich gemächlich leben; es hetzt mich während eines Jahres in akademiſche Berufsgeſchäfte ein und gibt mir gewiſſermaßen einen gelehrten Namen, der mir nötig iſt, um geſucht zu werden. Zugleich bringt mich die Notwendigkeit, in die es mich verſetzt, mich mit Ernſt auf das Geſchichtfach zu legen, ſchneller zu einem gewiſſen Vorrat von Begriffen, und erleichtert mir nachher das ſchriftſtelleriſche Arbeiten im hiſtoriſchen Fach. Bei dem biſchen Namen, den ich bereits habe, wird mir das Prädikat als Jenaiſcher Profeſſor, nebſt einer oder der andern hiſtoriſchen Schrift, die ich über Jahr und Tag herausgebe, doch wahrſcheinlich irgendwo eine Vokation zuziehen, die mit einem honorablen Fixum verbunden iſt, oder die die Jenaiſche Akademie veranlaßt, mir eins auszuwerfen. Es iſt kaum möglich, daß mir dieſer Plan fehlſchlagen kann — und wie hätt ich auf meinem bisherigen Wege dazu gelangen können? Denke dieſen Gründen nach, ſo wirſt Du finden, daß die Sache eine unabſtreitbare gute Seite hat, und daß es ſogar zu meinem Zwecke dient,

mir für ein mittelmäßiges Gnadengeld keine Pflicht oder Verbindlichkeit aufgelegt zu haben. . . .

An Gottfried Körner.

[Weimar] den 5. Jänner [Montag].

. . . Über mein Profeſſorwerden ſollſt Du, wie ich hoffe, ſchon noch mit mir einig werden. Die Erklärung, die Du willſt, daß ich geben ſoll, iſt ſo ziemlich ſchon geſchehen, und wird noch deutlicher geſchehen. Das Reelle an der Sache iſt: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geſchichte zu ſtudieren und ſogleich in akademiſchem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Beſoldung zu gelangen, die mich ganz in Anſehung meiner Subſiſtenz ſichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Dieſe letztern verbittern mir das Leben, und bei dieſer Seelenlage iſt es ganz und gar um ſchriftſtelleriſche Tätigkeit getan. Ich ſchmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Profeſſoren von Namen jetzt geſucht werden, und meiſtens mit ſehr anſehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren ſchlechterdings nicht fehlen, und dann erſt fange ich an, zu ſein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Weſen, und ich hätte ſie nicht länger ertragen.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 2. Februar [Montag] 1789.

... Jetzt quält es mich schon fast den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauspiel machen kann, das ich in Rudolstadt aushechte. Es würde mich glücklich machen — und das, was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen. Daß ich über dieses Hindernis siegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei sein wird, ist eine andere Frage. Das ist indessen richtig, daß diese Diversion, besonders wenn sie einige Jahre dauert, einen sehr merklichen Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird, und wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in anderen Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen.

... Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten

Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurteilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch.

Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen. . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 5. Februar [Donnerstag] 89.

. . . Über Goethen möchte ich wohl einmal im Vertrauen gegen Sie ein Urteil von mir geben, aber ich könnte mich sehr leicht übereilen, weil ich ihn so äußerst selten sehe und mich nur an das halten kann, was sich mir in seiner Handlungsart überhaupt aufdringt. Goethe ist noch gegen keinen Menschen, so viel ich weiß, sehe und gehört habe, zur Ergießung gekommen — er hat sich durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht — ich würde mir ihn nicht wünschen, und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl. (Legen Sie dieses Urteil beiseite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt.) . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 25. Februar [Mittwoch] 89.

... Was Sie von Goethen ſchreiben, mag allerdings wahr ſein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, ſo würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet ſagt, ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig bares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel ſind.

Im Ernſt, ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es iſt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen, dieſe iſt, gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird er und andre mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt jetzt kenne. Aber dieſes laſſen Sie mich Ihnen einmal für allemal ſagen. Erwarten Sie nicht zuviel Herzliches und Ergießendes von Menſchen, die von allem, was ſich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung

gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen; wenn so viele Hände an dieses zerbrechliche, zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu schanden geht? Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden (und das ist insofern möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird, ohne es zu verdienen), wenn mir dieses je passiert, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen den Menschen übrigens laufen.

Es ist ebenso mit Herdern, und wenn Wieland nicht eine so reichliche Fülle von Schwachheiten hätte, die einen zum Lächeln bringen und über seine Vorzüge trösten, so würde auch mit ihm nicht auszukommen sein. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, 9. März [Montag] 89.

. . . Dein Urteil über die Iphigenie unterschreibe ich im Grunde ganz, und die Gründe, aus denen Du mich rechtfertigst, daß ich mich damit beschäftigte, sind auch die meinigen: mehr Simplizität in Plan und Stil daraus zu lernen. Setze noch hinzu, daß ich mir, bei mehrerer Bekanntschaft mit griechischen Stücken, endlich das Wahre, Schöne und Wirkende daraus abstrahiere und mir mit Weglassung des

Mangelhaften ein gewiſſes Ideal daraus bilde, wodurch mein jetziges korrigiert und vollends gegründet wird — ſo wirſt Du mich nicht tadeln, wenn ich zuweilen darauf verfalle, mich damit zu beſchäftigen. Zeit und Mühe hat es mir allerdings gekoſtet, und das, was im Euripides ſchlecht war, bei weitem am meiſten. Die Chöre haben durch mich gewonnen, d. h. was ſie bei manchem anderen Überſetzer nicht gewonnen hätten; denn vielleicht ſind ſie im Original durch die Diktion vortrefflich. Wenn Du nun die 2 letzten Akte vollends haſt (die Deine Idee ſowohl vom Original als von der Überſetzung vielleicht noch verbeſſern), ſo mache Dir den Spaß, meine Überſetzung mit der lateiniſchen des Joſua Barnes zuſammenzuhalten; denn dieſe lateiniſche war, als die treueſte, mein eigentliches Original. Dann wirſt Du mir vielleicht eingeſtehen, daß ich einen großen Grad eigener Begeiſterung nötig hatte, und daß ich ſehr von dem meinigen habe zuſetzen müſſen, um ſie ſo leidlich zu liefern. Ich fordere viele unſerer Dichter auf, die ſich ſoviel auf ihr Griechiſch und Latein zu gute tun, ob ſie bei ſo wenig erwärmendem Text nur ſoviel geleiſtet hätten, als ich leiſtete. Ich konnte nicht wie ſie mit den Feinheiten des Griechiſchen mir helfen — ich mußte mein Original erraten, oder vielmehr, ich mußte mir eins erſchaffen.

Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethen geſchrieben haben mag.

Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gerne von Dir kennen laſſen, wie ich bin. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege, und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Einholen läßt ſich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigſten bildet man ſich nicht mehr um — und ich könnte ja ſelbſt dieſe Umbildung vor den nächſten 3 oder 4 Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich 4 Jahre wenigſtens meinem Schickſale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Mut und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.

. . . Du willſt wiſſen, wie ich hier lebe. Du haſt es erraten. Ich habe ſehr wenig Umgang. Die Leute wunderten ſich anfangs, wie ich von R. zurückkam, über meine Unſichtbarkeit, endlich gewöhnte man ſich daran, und jetzt wundert man ſich nicht mehr. Wie es eben geht. Ich habe einige Diners und Soupers ausgeſchlagen, und dann ſind die Invitationen unterblieben. Bertuch, Hofrat Voigt und einige andere beſuchen mich manchmal und ich ſie; zu Wieland komme ich oft in 4 Wochen nicht und laſſe nur zuweilen in einem Billetwechſel, wenn wir Geſchäfte zuſammen haben, dieſe Bekanntſchaft fortvegetieren, die ſich jede Minute, wenn ich will, ver-

ſtärken und wieder dämpfen läßt. Charlotten beſuche ich noch am meiſten; ſie iſt dieſen Winter geſünder und im ganzen auch heiterer als im vorigen; wir ſtehen recht gut zuſammen; aber ich habe, ſeitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen Menſchen blindlings unterwerfen muß. Alle romantiſchen Luftſchlöſſer fallen ein, und nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen. Wie werter wird mir alle Tage Deine und meine Freundſchaft, und wie wohltätig iſt ſie mir ſchon geweſen. Ich würde keine dieſer Art mehr knüpfen können, denn Du glaubſt nicht, wieviel Miſanthropie ſich in meine Denkart gemiſcht hat. Leiden, Fehlſchlüſſe über Menſchen, hintergangene Erwartungen haben mich in ihrem Umgang ſchüchtern und mißtrauiſch gemacht. Ich habe den leichtſinnigen frohen Glauben an ſie verloren; darum braucht es ſehr wenig, um meine Zuverſicht zu eines Menſchen Freundſchaft für mich wankend zu machen, beſonders, wenn ich Urſache habe zu glauben, daß ſein eigenes Gedankenſyſtem, ſeine Neigungen noch nicht feſt ſind.

Warum müſſen wir getrennt voneinander leben. Hätte ich nicht die Degradation meines Geiſtes ſo tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlaſſen oder hätte mich bald wieder zu Euch gefunden. Aber es iſt traurig, daß die Glückſeligkeit,

die unser ruhiges Zusammenleben mir verschaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundschaft selbst nicht zum Opfer bringen kann, mit dem inneren Leben meines Geists, unverträglich war. Dieser Schritt wird mich nie gereuen, weil er gut und notwendig war, aber es ist doch eine harte Beraubung, ein hartes Opfer für ein ungewisses Gut.

Du wirst glauben, ich sei heute hypochondrisch oder unzufrieden gestimmt; aber dies ist der Fall nicht. Ich fühle ruhig und bin nicht verstimmt. Die nähere Ansicht meiner Lage drang mir diese Empfindungen auf. . . .

An Gottfried Körner.

Weimar, den 10. März [Dienstag] 1789.

Ich komme eben von einer Geisteswanderung zurück; ein Schnupfen hinderte mich am Schreiben, da habe ich meiner Phantasie einmal die Zügel schießen lassen. Deine Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrichs des Zweiten zu machen, fängt an sich bei mir zu verklären und füllt manche heiteren Stunden bei mir aus. Ich glaube, daß es noch dahin kommen wird, sie zu realisieren; an den eigentümlichen Talenten zum epischen Gedichte glaub ich nicht, das es mir fehlt. Ein tiefes Studium unserer Zeit (denn daß dies

eigentlich der Punkt ist, um den sich alles darin drehen muß, wirst Du mit mir überzeugt sein) und ein ebenso tiefes Studium Homers werden mich dazu geschickt machen.

Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt; und eben das ists, was mich an dieser Idee so anzieht — unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, sowie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. f. anschaulich leben. Du wirst mich verstehen. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn ich möchte und muß auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Man ist einmal so eigensinnig (und vielleicht hat man nicht unrecht), einem Kunstwerk Klassizität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs bestimmteste entschieden ist. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum

ich dazu wählen würde, ganz entſchieden wählen würde, errätſt Du wohl ſchwerlich? Kein anderes als Ottaverime. Alle anderen, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider; und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche, ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Ich traue mir zu, ſchöne Verſe zu machen, und einige Strophen in den Künſtlern werden Dir keinen Zweifel darüber laſſen. Auch über die Epoche aus ſeinem Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag z. B., oder die traurige Konſtellation vor dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich dann ſo glücklich und ſo romantiſch durch ihren Tod löſt. Die Haupthandlung müßte womöglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſein, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen; es gibt hier kein beſſeres Muſter als die Iliade. Homer z. B. machte eine charakteriſtiſche Enumeration der alliierten Griechen und der trojaniſchen Bundesvölker. Wie intereſſant müßte es ſein,

die europäiſchen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfaſſungen, und in ſechs bis acht Verſen ihre Geſchichte anſchauend darzuſtellen! Welches Intereſſe für die jetzige Zeit! Statiſtik, Handel, Landeskultur, Religion, Geſetzgebung: alles dies könnte oft mit drei Worten lebendig dargeſtellt werden. Der deutſche Reichstag, das Parlament in England, das Konklave in Rom u. ſ. w. Ein ſchönes Denkmal würde auch Voltaire darin erhalten. Was es mir auch koſten möchte, ich würde den freien Denker vorzüglich darin in Glorie ſtellen, und das ganze Gedicht müßte dieſes Gepräge tragen.

Laß uns manchmal über dieſe Fridericiade mit einander plaudern. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Weimar, den 21. [fälſchlich für 23.] April [Donnerstag] 89.

. . . Warum trennte uns das Schickſal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht ſchön und heiter machen könnten, daß nichts von alledem, was die geſellige Freude ſo oft ſtört, die unſrige ſtören würde. Wenn ich mir denke, wie ſchön ſich jeder Tag für mich beſchließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten und in

Ihrem Kreiſe den beſſern Teil meines eigenen Weſens aufſchließen und genießen könnte. Alle neuen Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anſchauungen der Dinge und unſeres eigenen Selbſts würden uns doppelt wichtig, ja ſie erhielten erſt ihren wahren Wert, wenn wir die Ausſicht vor uns hätten, ſie unſrer Freundſchaft als neue Schätze, als neue Genüſſe zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unſern Geiſt mit neuen Begriffen, unſer Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, ebenſo wie ſich ein edler Menſch ſeines Vermögens freut, um es mit ſeinen Freunden zu genießen. Warum ſoll dieſer Wunſch unerfüllbar ſein? . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 28. Mai [Donnerstag] 89.

Vorgeſtern als den 26ſten habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer beſtanden und gleich geſtern wiederholt. Ich leſe nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, ſo daß ich 5 Tage ganz frei behalte. Das Reinholdiſche Auditorium beſtimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ohngefähr 80 ſitzende Menſchen, etwas über 100 in allem faſſen; ob es nun freilich wahrſcheinlich genug war, daß meine erſte Vorleſung, der Neugierde wegen, eine größre Menge Studenten herbeilocken würde, ſo kennſt Du ja meine Beſcheidenheit. Ich wollte

die größre Menge nicht gerade vorausſetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debutierte. Dieſe Beſcheidenheit iſt auf eine für mich ſehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden ſind abends von 6 bis 7. Halb 6 war das Auditorium voll. Ich ſah aus Reinholds Fenſter Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, ſo hatte ich doch an der wachſenden Anzahl Vergnügen, und mein Mut nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewiſſen Feſtigkeit geſtählt, wozu die Idee, daß meine Vorleſung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu ſcheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach ſo, daß Vorſaal, Flur und Treppe voll gedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für dieſe Vorleſung ein anderes Auditorium wählen ſollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen alſo den Vorſchlag tun, bei Griesbach zu leſen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gabs das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus und in einem hellen Zug die Johannisſtraße hinunter, die, eine der längſten in Jena, von Studenten ganz beſät war. Weil ſie liefen was ſie konnten, um in Griesbachs

Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloß kam die Wache in Bewegung. Was ists denn? Was gibts denn? hieß es überall. Da rief man denn: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile von Reinhold begleitet nach, es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz durchzuwandern hatte, Spießruten liefe.

Griesbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es voll gedrängt ist, zwischen 3 und 400 Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Haustüre besetzt war und im Auditorio selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich wars am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance, und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Türe konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte

Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde 3 mal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium eben so stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemal meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporiert. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee: daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen, fast mit der Überzeugung, daß sie von 400 Ohren 400 mal, und oft abenteuerlich, mißverstanden werden. Keine Möglichkeit sich, wie im Gespräch, an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich

tröſte mich damit, daß in jedem öffentlichen Amt immer nur der hundertſte Teil der Abſicht erfüllt wird.

Meine erſte Vorleſung handelte vorzüglich von dem Unterſchied des Brotgelehrten und des philoſophiſchen Kopfs. Außer den lokalen Urſachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über dieſe 2 Dinge zu fixieren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu ſagen brauche. — In meiner zweiten Vorleſung gab ich die Idee von Univerſalgeſchichte. Es iſt hier ein ſolcher Geiſt des Neides, daß dieſes kleine Geräuſch, das mein erſter Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl ſchwerlich vermehrt hat. — Indeſſen kann ich von meiner hieſigen Exiſtenz nichts anderes als Gutes ſchreiben; es war mir kaum irgendwo ſo wohl als hier, weil ich hier zu Hauſe bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor iſt gut, auch bin ich geſelliger, und mein ganzes Sein hat einen beſſeren Anſtrich. Der Bekanntſchaften habe ich noch nicht ſehr viele gemacht, aber durch abgegebene Karten mich doch wenigſtens in eine Höflichkeitsverbindung mit einigen dreißig Häuſern geſetzt. Von dem hieſigen Frauenzimmer kann ich ſchlechterdings noch nichts ſchreiben. Eine ziemliche Auswahl hab ich zwar geſehen, worunter aber nichts Auszeichnendes war. Ich wohnte einem Ball bei, wo ich ſie größtenteils beiſammen ſah, ich hielt mich aber an das Spiel und ennuyierte mich mit Griesbach und Succow beim Taroc-hombre. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 11. Juni [Donnerstag] 89.

. . . Meine Vorlesungen gehen wieder fort, und vorgestern habe ich die dritte bei einer Anzahl von fast 500 Zuhörern gehalten. Gestern war ich nicht wohl und habe darum die vierte Vorlesung auf morgen angesetzt. Da mir die Materien, worüber ich lese, noch zu neu sind, so muß ich mich freilich noch an Manuskript halten, und ich fühle wohl, daß gemeinverständliche Deutlichkeit gerade das ist, was mir am meisten Mühe kostet, und doch vielleicht nicht geht. Bis jetzt hat mein Vortrag durch seinen Glanz und seine Neuheit geblendet; in der Folge aber muß ich ihm doch mehr allgemeine Faßlichkeit zu geben suchen, wenn ich meine Leute festhalten will. Meine Vorlesungen kosten mich jetzt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag. . . .

An Lotte von Lengefeld.

[3. August, Montag 1789.]

Ist es wahr, teuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht ge-

traute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles übrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschiehts, um Ihrer

immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seelen iſt ein ſchönes und ein unzerreißbares Band der Freundſchaft und der Liebe. Unſere Freundſchaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig ſein, wie die Gefühle, worauf wir ſie gründen.

Vergeſſen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und laſſen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Beſtätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen, und daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet. O verſichern Sie mir dieſes, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren ſich unſre Herzen ſchon längſt. Laſſen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was ſich bisher zwiſchen uns ſtellte, und nichts, nichts die freie Mitteilung unſerer Seelen ſtören.

Leben Sie wohl, teuerſte Lotte. Ich ſehne mich nach einem ruhigen Augenblicke, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu ſchildern, die in dem langen Zeitraum, daß dieſe einzige Sehnſucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu ſagen?

Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es iſt ſchon lange, daß ich ſie mir unter keiner andern Geſtalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Teuerſte.

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

[Leipzig, den 3. Auguſt.] Montag abends. Dieſer heutige Tag iſt der erſte, wo ich mich ganz ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich ſein iſt, als heute. Ein einziger Tag verſpricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünſche, die mich glücklich machen können. Liebſte teuerſte Freundinnen, ich verlaſſe eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der erſten Freude unſers Wiederſehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verſchweigen, was ganz meine Seele beſchäftigte. Ich habe ihm geſagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In ſeiner Seele habe ich meine Freude geleſen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir iſt. Mein Blut iſt in Bewegung. Es iſt das erſte Mal, daß ich dieſe ſo lang zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgießen konnte. Dieſer heutige Morgen bei Ihnen, dieſen Abend bei meinen teuerſten Freund vor mir, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben iſt, was er mir je geweſen — ſo viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit ſei, Dresden zu verlaſſen und Jena zu ſeinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden.

Welche ſchöne himmliſche Ausſicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander ſchenken! Wie ſelig wird ſich mein Weſen in dieſem Zirkel entfalten! O ich fühle in dieſem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahndete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles was ſchön und gut iſt. Ich habe mich ſelbſt wieder gefunden, und ich lege einen Wert auf mein Weſen, weil ich es Ihnen widmen will.

Ja, Ihnen ſollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Weſens ſollen Ihnen blühen! In Ihnen will ich leben und meines Daſeins mich erfreuen. Ihre Seele iſt mein — und die meinige iſt Ihnen. Laſſen Sie mich für meine Freunde mit angeloben. Auch ſie ſind Ihnen, und Sie ſchenke ich meinen Freunden. Wie reich werden wir durch einander ſein!

Aber beſtätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, ſagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verſtanden habe, daß Lotte mein ſein will, daß ich ſie glücklich machen kann. Noch mißtraue ich einer Hoffnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; laſſen Sie meine Freude bald auch von dieſer Furcht ganz rein ſein. Sie können nicht handeln wie gewöhnliche Menſchen, Sie brauchen alſo auch gegen mich nichts als Wahrheit, wir dürfen alle dieſe Umſtändlichkeiten überſpringen und unſre Seelen frei und rein vor einander entfalten.

Ich kann nicht mehr ſchreiben. Heute nicht mehr, denn meine Seele iſt jetzt nicht fähig, ruhige Bilder aufzufaſſen. Es ſchmerzt mich, daß ich Ihnen ſo gar nicht ſchildern kann wie mir iſt. Antworten Sie mir ja ohne Aufſchub, und wenn nicht gleich eine Poſt geht, durch einen Expreſſen. Sie haben dazu noch einen andern Grund, denn ich muß wiſſen, ob Sie und die Dacheröden geſund genug ſind, die Reiſe nach Leipzig zu machen. Auf den Freitag Mittag ſind Körners frei, und dieſen Tag könnten Sie alſo wählen. Sie müſſen meine Freunde ſehen — und ich muß Sie bald wieder ſehen.

Dieſen heutigen Brief werden Sie Mittwoch früh haben. Schicken Sie einen Expreſſen, ſo habe ich Mittwoch abends Ihre Antwort. Nur wenige Zeilen, nur ſoviel als ich brauche, um meiner Freude ganz gewiß zu ſein.

Ich habe hier niemand geſprochen als Körnern. Seine Frau und Schwägerin ſind in einer Geſellſchaft, wo ſie nicht loskommen können. Faſt iſt mirs lieb, ſo bin ich ganz allein bei meiner Freude. Adieu!

An Lotte v. Lengefeld.

Dienstag abends 25. Auguſt.

Wie ſchön bin ich heute erweckt worden! Das erſte, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Euch. Mit dem Gedanken ſchlief ich ein, heute welche zu

erhalten. An dieſen periodiſchen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieſer dürftige Behelf nicht mehr nötig iſt.

Aber wie ungenügſam ſind doch unſre Wünſche! Wieviel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung deſſen gegeben, was jetzt ſchon in Erfüllung gegangen iſt! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich alles darin leſe, was mein Herz ſich ſolange wünſchte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erſchrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen ſoll. Wie kurz iſt der Frühling des Lebens, die Blütenzeit des Geiſtes, und von dieſem kurzen Frühling ſoll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das beſitze, was mein iſt. Unerſchöpflich iſt die Liebe — und wenig ſind der Tage des Lenzes!

In einer neuen ſchöneren Welt ſchwebt meine Seele, ſeitdem ich weiß, daß Ihr mein ſeid. Teure liebe Lotte, ſeitdem Du Deine Seele mir entgegen trugſt. Mit langen Zweifeln ließeſt Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche ſeltſame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geſtändniſſe in mein Herz zurückzwang. Ein wohltätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtſamen Geheimnis ſo ſchön entgegenkam. Ich habe Dir unrecht getan, teure Lotte. Die ſtille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemeſſenen Betragen zugeſchrieben, das meine Wünſche von Dir entfernen ſollte. O, Du mußt ſie mir noch

erzählen, die Geſchichte unſrer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich ſie hören.

Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Übergang! Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt, aber jetzt erſt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. Ich durchlebe ſie noch einmal, und alles zeigt ſich mir jetzt in einem ſchöneren Licht.

Wie gut kommt mir der glückliche Wahnſinn jetzt zu ſtatten, der mich ſo oft aus der Gegenwart entrückte. Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Reſignation, die Genügſamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen iſt. Ungeduldig ſtrebt die meinige, alles zu vollenden, was noch nicht vollendet iſt. Du ſiehſt ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht.

Karoline wirft mir vor, daß ich habe zweifeln können, Ihr würdet mich verſtehen, Ihr würdet meine Hoffnungen mir erwidern. Aber eben dieſe Genügſamkeit, dieſe Nachgiebigkeit gegen eine ſcheinbare Notwendigkeit fürchtete ich bei Euch. Ich fürchtete, Ihr könntet Eure Wünſche in den Zwang der Umſtände einſchließen, und — wie ſoll ich mich recht deutlich machen? — ich fürchtete, Ihr könntet Euch unſre Freundſchaft ohne Liebe vollenden und das innre Leben der Freundſchaft mit einer Trennung zuſammendenken. Sobald ich mich überzeugt haben würde, daß unſere immerwährende Vereinigung auch Euch die notwendige Bedingung zum Glücke der

Freundſchaft ſei — hätte ich nie mehr an Eurer Stärke gezweifelt, dieſe Bedingung durchzuſetzen. Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch miteinander zu berichtigen haben. Ich will alles tun, um ihn zu beſchleunigen. . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 25. Auguſt [Dienstag] 89.

Dein Brief, teuerſte, liebſte Caroline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich Dir ſogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele ſteht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereitet liegt. O was für himmliſch ſchöne Tage öffnen ſich uns — In ihrer ganzen Fülle darf ich ſie mir jetzt kaum denken, wenn mein Weſen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden ſoll. Wir haben einander gefunden, wie wir für einander nur geſchaffen geweſen ſind. In mir lebt kein Wunſch, den meine Caroline und Lotte nicht unerſchöpflich befriedigen können. Und wohl mir, Teuerſtes meiner Seele, wenn Ihr in mir findet, was Euch glücklich machen kann. Wohl mir, Caroline, daß Du die Quelle in mir aufſuchſt und Deine Forderungen, Deine Erwartungen an mein Weſen und nicht an wandelbare Erſcheinungen in mir richteſt. Denn ich fühle, daß in manchen Stunden nichts in mir übrig iſt, als die

Kraft zu etwas Beſſerem. Behalte dieſen Glauben, dieſes holde Vertrauen an mein Weſen, wenn auch Wolken über meine Seele gehen und alles verhüllen. Dann nur kann ich frei und leicht vor Euren Augen exiſtieren, wenn die Sorge ganz aus mir verbannt iſt, verkannt oder mißverſtanden zu werden.

O wie ſehnlich wünſche ich, daß Ihr mich ganz durchſchaut haben möchtet, alle meine Schwächen geſehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. Solang ich fürchten muß, daß Euch Mängel in mir überraſchen können, worauf Ihr nicht bereitet wart, ſolange ſeid Ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen hab ich durchſchaut, und meine Empfindung für Euch iſt keinem Wandel mehr unterworfen.

An meinem Weſen haben Schickſale ſehr gewaltſam gezerrt. Durch eine traurige, düſtre Jugend ſchritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geiſtloſe Erziehung hemmte bei mir die leichte, ſchöne Bewegung der erſten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieſer unſelige Anfang des Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute — ach ich fühle ihn in dieſem Augenblick! Denn ohne ihn würde ſelbſt dieſes Mißtrauen mich nicht martern.

Bereite Dich, edles Geſchöpf, in mir nichts zu finden, als die Kraft zum Vortrefflichen, und einen begeiſterten Willen, es zu üben. Deine ſchöne Seele will ich auffaſſen, Deine ſchönen Empfindungen verſtehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß Dich weder betrüben noch befremden.

Glaube aber alsdann feſt, daß dieſe fremden Geſtalten meines Gemüts von außen darein gekommen ſind. Die Spuren der Geſtalten, die von frühen Jahren an bis jetzt mich umgaben, konnte mein beſſeres Weſen nicht ganz von ſich ſcheiden.

Aber Du glaubſt an meine Seele, und auf dieſen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln — denn alle ſollt Ihr endlich kennen — wirſt Du das immer finden, was Du einmal in mir liebteſt. Meine Liebe wirſt Du in mir lieben. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Montag 7. September [1789].

. . . Vorgeſtern Abend konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehen, Eure Briefe vom vorigen Jahr, und die Billets beſonders, die wir im letzten Sommer und Herbſt miteinander wechſelten, zu durchſtören. Wie lebhaft brachten ſie mir manche Situationen zurück, diejenige beſonders, wo ich mit dem Entſchluße kämpfte, Euch mein Herz näher zu entdecken. Ach, Ihr ahndetet meine Seele doch nicht immer! Wie kalt und froſtig ſind manche dieſer Billets geſchrieben oder ſcheinen ſie mir jetzt nur ſo? Sie machten mich traurig, denn ich glaubte in dem Augenblick, wo ich ſie las, Ihr hättet ſie ſoeben erſt geſchickt und wir ſtünden noch ſo miteinander.

Schon der Gedanke, daß wir uns einmal weniger waren, schlägt mich nieder, die Liebe muß hinter sich wie vor sich Ewigkeit sehen. Es sind welche darunter, die von Trennung sprechen, von der Notwendigkeit, entfernt voneinander zu leben, in die man sich fügen müsse — War es möglich, daß Euch unser Genius nicht die Hand hielt, als Ihr dieses niederschriebt? Trennung — ich kenne und sehe keine andre mehr, als diejenige, die uns von allem — und also auch von jeder Erinnerung trennt. Mein ganzes zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haare befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren.

Aber auch einige Briefe sind darunter, die mir Mut gaben, da ich sie empfing und Genuß, als ich sie vorgestern wieder las. Unser Abschied vorigen November wirkte tief, tief auf meine Seele, und ein Billet, das Ihr mir damals schriebt, hat mir Tränen ausgepreßt. Es war jenes, wo Ihr ungewiß wart, wenn ich gehen würde, und die Reise nach Erfurt in Vorschlag gebracht wurde. Ich war wirklich noch nicht entschlossen zu gehen, aber dieses Billet überführte mich, daß ich zu keiner bessern Zeit gehen könnte. Es war mir aber doch schrecklich, als ich mich zur Reise anschickte, alle meine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als sie zu Anfang des Sommers gewesen waren, und die ganze Aussicht meiner Liebe schien wieder verfinstert zu sein. Sehr teuer war mir auch Dein Brief, Caroline, wo

Du Dich über eine Veränderung, die in unſerm Verhältnis eingeriſſen war, erklärteſt. Dieſer Brief ließ mich tief in Deine Seele blicken, und eine neue Hoffnung belebte die meinige.

Eines Abends, als ich zu Euch kam, war zwiſchen Eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotten ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber, wie ich kam, warſt Du noch ſehr davon bewegt, Lotte, und erzähltеſt mir davon. Caroline ging einige Augenblicke weg, ich ſagte Dir einiges über das Vorgefallene, und Du drückteſt mir die Hand — das erſtemal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzige Mal, wo mir ihre Erſcheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil ſie nicht wußte, noch wiſſen konnte, was eben geſchehen war, wir es alſo auch nicht fortſetzen konnten. Damals, liebſte Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu leſen — aber dieſe Stunde kam nicht wieder. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Donnerstag abends, den 12. [fälſchlich für 10.] September [1789].

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich Euch näher bin. — Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei Euch vorüber eilen? Wäre indeſſen die Periode nur da,

wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten!

O meine teure Caroline! meine teure Lotte! Wie ſo anders iſt jetzt alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt Eure Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergang zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Äther, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt nur ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſre Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben imſtande iſt, und alles, alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Widerſchein der innern Anmut in der Seele ihres Beſchauers, und großmütig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerm eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt. Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen, aber nie, nie als jetzt, hab ich in ihr meine Liebe

geleſen. Bewundernswert iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt alles in toter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſre Seele.

Und wie wohltätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren der Natur. Wenn uns Leidenſchaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir *ſie* immer als die nämliche wieder, und *uns in ihr*. Auf unſerer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten gibt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es ſo nötig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälteriſch zu unſerm Eigentum zu ſchlagen, wenn wir dieſe fliehenden Schätze nicht bei dieſer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken, denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen.

Aber ich laſſe mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Euch doch weit beſſere Dinge ſagen könnte. Die Erinnerung an Euch führt mich auf alles, weil alles wieder mich an Euch erinnert. Auch hab ich nie ſo frei und kühn die Gedankenwelt durchſchwärmen können als jetzt, da meine Seele ein Eigentum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, ſich aus ſich ſelbſt zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde.

Meine Seele iſt jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beſchäftigt; unſer Leben hat angefangen, ich ſchreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Euch in meinem Zimmer, Du Karoline, biſt am Klavier und Lottchen arbeitet neben Dir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, ſeh ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Eurem ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich Euch morgen wieder finde, ſchlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von dieſem himmliſchen Paar verfliegt unſer goldenes Leben! . . .

An Gottfried Körner.

Rudolstadt, den 13. Oktober [Dienstag] 1789.

... Was ich neulich von historischem Stil Dir schrieb, scheinst Du unrecht verstanden zu haben, oder Du hast nicht alles zusammengenommen. Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Kriegs für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe für das Genie, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessieren. Wir Neueren haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz andres Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stillestehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, (von welcher Nation und Zeit sie auch sei) dieser

Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschlossen werden, so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden, und dieses Interesse kann jeder Verzierung entbehren. . . .

An Caroline v. Beulwitz.

Jena, den 3. November [Dienstag] 89.

. . . Ich habe zwei oder drei glückliche Tage erlebt, Karoline, und ich habe mein eigenes Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werte gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfs, die leicht auch auf mein Urteil übergehen konnte, nicht irret; nie habe ich soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstand so schön durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es tut mir nur leid, daß du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die

Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen, aber möchtest Du es immer — wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen!

Ach! Und wie hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebstes, mein Alles, angeschlossen, und ist von Euch schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Eurer werter bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Eure Liebe Euch von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstgefühl wird zu einem lebhaftern Glauben an Eure Liebe, und darum vergebe ich es mir auch selbst.

Ach! was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, teure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und Eure Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird. Wie viele solcher Augenblicke erhöhterer Empfindung habe ich gestern und heute in toter Einsamkeit, ohne Gewinn für mein Herz und für das Eurige, verzehren müssen! Wie viel hätte ich Euch in diesen Stunden geben können, und wie viel von Euch em-

pfangen! Auch selbst von Euch getrennt, wurde meine höchste Begeisterung zur Liebe, und selbst meine Geistesarbeiten haben Euch so lieb, daß sie mich, ohne den Gedanken an Euch, nicht entzücken wollen. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Sonntag abends 15. Nov. [1789].

. . . Ich hätte nicht geglaubt, daß das Glück, das Eure Liebe, auch schon in fernen Ahndungen, mir gewährt, in meiner Seele sich erhöhen könnte. Aber mit jedem Tage wird es reicher und unerschöpflicher — ach die Liebe ist das Einzige in der Natur, wo auch die Einbildungskraft selbst keinen Grund findet und keine Grenze sieht. Nur in Euch zu leben, und Ihr in mir — o das ist ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimnis für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind.

Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist. So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach das ist eben das höchste Glück in unsrer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruhet und in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst bewegt — daß mir die

Furcht nicht mehr einfällt, Euch jemals weniger zu ſein, oder weniger von Euch zu empfangen. Unſere Liebe braucht keiner Angſtlichkeit, keiner Wachſamkeit — wie könnte ich mich zwiſchen Euch beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die ſüße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter Euch — und immer liebevoller kommt ſie von einem zu dem andern zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolzſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden widerſcheint aus verſchiedenen Spiegeln.

Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß Du anders wäreſt als Du biſt. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten, und mein Geſchöpf mußt Du ſein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt Du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu ſehen.

Wie ſchön iſt unſer Verhältnis geſtellt von dem

Schickſal! Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Nachts Montag. [16. November 1789.]

. . . Wenn wir nur erſt im Februar wären, die ferne Ankündigung des Frühlings wird das Wehen der Liebe für mich ſein. Ach dieſer Frühling bringt mir eine ſchönere Natur! Nur dieſer Winter trennt mich von meiner Glückſeligkeit! Ich hänge mit ſüßem Glauben an dieſer Hoffnung — nehmt mir ſie nicht. Wie freudig und himmliſch ſind meine Hoffnungen, wenn ich mit ruhiger Seele dabei verweile. Nur ein Sturm in meinem Herzen kann mir ſie verfinſtern. Das Leben an Eurem liebevollen Herzen iſt eines größern Kampfes wert, als ich noch zu kämpfen gehabt habe. Ich bin undankbar gegen das gute Schickſal — am Ziel eines mühevollen unglücklichen Lebens würde es eine herrliche Belohnung ſein, in Euren Armen ſich zu finden! und wie wenig hab ich noch dafür getan! Aber Leiden können nur gar zu oft die Empfänglichkeit für die Freude erſticken und das zarte Spiel der Liebe zerſtören. Wie gut iſt es alſo, daß ich nicht gelitten habe; daß der Keim zur Freude und Liebe noch unverſehrt in meinem Herzen lebt, um ſich an dem Eurigen

zur Blüte zu entfalten. Wie ſchön wird meine Seele in dieſem Himmelſtriche blühn. Die zarte bildende Hand der Liebe wird das edelſte in mir veredeln.

Meine Seele ſchlingt ſich um Euch. Könnten meine Arme Euch umfaſſen! Könnte ich Euer ſchlagendes Herz an dem meinigen fühlen! In Euren Augen Eure liebevolle, mir entgegen eilende Seele begrüßen! Ach das ſelige unausſprechliche Glück der Gegenwart, des lebendigen Beſitzes! Die Gedanken malen es, aber ſie ahmen es nicht nach.

Schlaft wohl meine Lieben, Teuerſte meiner Seele und mein einziges Leben! — Es iſt ein Uhr. Ihr werdet ſanft ſchlafen, und Ihr habt meiner gedacht, eh Ihr einſchlieft. Morgen werde ich Eure lieben Briefe erhalten und Ihr einen von mir. Finde ich morgen noch einen ſchönen Augenblick, ſo grüße ich Euch noch. Gute Nacht, meine Lieben. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Freitag abends [27. November 1789.]

Wie froh bin ich immer, meine Lieben, wenn es Freitag abends iſt. Meine Vorleſungen für die Woche ſind dann geendigt, ich kann Euerm Andenken ungeſtörter leben, und der nächſte Morgen bringt mir Eure Briefe. Wie oft hat mich in dieſen Tagen die Reſignation ſchon gereut, Euch nicht hier

zu ſehen. Überzeugt haben mich Eure Gründe und die meinigen, aber wieviel fehlt, daß ſie mein wünſchendes Herz befriedigt hätten. Daß ich Euch nur Momente ſehen, und die ſchnelle Trennung mir deſto ſchmerzlicher ſein würde — dies war der wichtigſte Grund, warum ich mich darein ergab. Der Tag, an dem ich Euch nach W. unterwegs weiß, wird ein unruhiger Tag für mich werden. Meine Gedanken werden Euch begleiten. Als ich jenen Weg machte, den Ihr machen werdet, waret Ihr doch für mich ſchon in der Welt. Wir hatten einander geſehen, um uns nicht wieder zu vergeſſen. Eure Geſtalten folgten mir nach W., aber ſie ſagten meiner Hoffnung noch nichts, und ohne Euch lag der Weg des Lebens vor mir! Wieviel kann in zwei Jahren mit einem werden! Fünf Wochen ſind jetzt ſeit unſrer Trennung vorüber — ich fühle wohl, wie die Zeit flieht, aber immer ſcheint es mir, als wollte ſich an der großen Zeitſtrecke nichts verringern, die wir noch zurücklegen müſſen, ehe wir am Ziel unſrer Wünſche ſind. Es geht mir damit, wie mit Hallers Ewigkeit — ich ziehe einen Tag, eine Woche nach der andern von dieſer traurigen Zeitſumme ab, und ſie bleibt immer ganz vor mir liegen. Aber dieſe Tage und Wochen gehen deſto gewiſſer von dem Frühling unſers Lebens ab. Jeder Augenblick bricht, indem er flieht, einen grünenden Zweig von dem Baume, bis der entblätterte Stamm dahin ſtirbt. O ich legte nie ſoviel Gewicht auf mein Leben, als ſeitdem Ihr der In-

halt davon ſeid, ſeitdem ich weiß, warum ich es habe, und womit ich es ausfüllen ſoll. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Montag [30. November 1789.]

Dank Euch, o allen Dank der Liebe, meine Teuerſten, daß Ihr kommt, daß ich Euch ſehen werde, daß Ihr mir mehr hieltet, als ich hoffte. O ich werde Euch ſehen — wär es auch nur auf Minuten, ich werde ſie an Eurem Herzen durchleben. Mit Euch — o wie hab ich dieſe ſüße Wirklichkeit ſo nötig, Eure liebe himmliſche Gegenwart, Engel meines Lebens, meine einzige Glückſeligkeit! — Daß auch Ihr dieſe Sehnſucht teilt, die alle meine Gedanken, alle, zu Euch wendet, in allem nur Euch mich ſuchen und erkennen läßt — o wie viel Freude gibt mir dieſe Gewißheit, wie machte ſich alles Leben in mir rege! — Ach daß das Schickſal der Menſchen in den Händen eines Weſens wäre, das dem Menſchen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen!

Wäret Ihr ſchon mein! Wäre dieſes jetzige Erwarten das Erwarten unſrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in dieſem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an Euch fühl ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner, ich fühle, wie alles

Streitende in mir in einer süßen Harmonie sich versöhnt, und alle Gefühle meiner Seele in einem höhern schönern Wohlklang dahin fließen. Was wird es sein, wenn Ihr mir wirklich gegeben seid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen atmen kann!

Könnten wir uns eben so leicht in unsre Liebe einschließen, als sie uns genug ist zu unserer Glückseligkeit für immer und ewig. Warum können wir es nicht? Warum darf uns die Welt ein Gut vorenthalten, das sie mit allem, was sie teures hat, nicht erhöhen kann.

Von Eurem Vorschlage nichts, bis wir uns sehen — und doch möchte ich diesem kurzen eilfertigen Wiedersehen auch nicht gern einen Augenblick rauben. In einem Kusse, in einer Umarmung, in einem Blicke auf Eure lieben Gestalten möchte ich es genießen. . . .

An Frau Louise v. Lengefeld geb. v. Wurmb.

Jena, den 18. Dezember [Freitag] 89.

Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigste Freundin, sich jetzt alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich sprach; ich selbst

muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in dieſem Augenblicke Mut und Hoffnung zu faſſen. Es gab Augenblicke, unvergeßlich ſind ſie meinem Herzen, wo Sie mich vergeſſen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hauſe ſei, ja wo Sie unter Ihren Kindern auch mich mit zu zählen ſchienen. Was Sie damals ohne Bedeutung ſagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange ſchon kein andrer Wunſch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden. Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Äußerungen in volle ſelige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieſes Geſtändnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen ſein. Seit dem erſten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Geſtalt nicht mehr verlaſſen. Ihr ſchönes edles Herz hab ich durchſchaut. In ſo vielen froh durchlebten Stunden hat ſich ihre zarte ſanfte Seele in allen Geſtalten mir gezeigt. Im ſtillen innigen Umgang, wovon Sie ſelbſt ſo oft Zeugin waren, knüpfte ſich das unzerreißbarſte Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich dieſen Eindruck vielleicht bekämpfen ſollen, da ich noch nicht vorherſehen konnte, ob Lottchen auch die

Meine werden kann? Ich hab es verſucht, ich habe mir einen Zwang vorgeſchrieben, der mir viele Leiden gekoſtet hat, aber es iſt nicht möglich, ſeine höchſte Glückſeligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu ſtreiten. Alles, was meine Hoffnungen niederſchlagen könnte, habe ich in dieſem langen Jahre, wo dieſe Leidenſchaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen, aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie, Verehrungswürdigſte, lebendig davon überzeugen, ſo iſt nichts mehr, was gegen das höchſte Glück meines Lebens in Anſchlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten, als die zärtliche Bekümmernis der Mutter um das Glück ihrer Tochter, und glücklich wird ſie durch mich ſein, wenn Liebe ſie glücklich machen kann. Und daß dieſes iſt, habe ich in Lottchens Herzen geleſen.

Wollen Sie, teureſte Mutter, o laſſen Sie mich bei dieſem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausſpricht — wollen Sie das Teuerſte, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünſche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünſche Ihrer Tochter ſind, wenn wir uns beide in dieſer Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menſchen danken kann. Sie werden glücklich ſein in der Glückſeligkeit Ihrer Kinder. Unſre Dankbarkeit

wird geſchäftig ſein, Ihr Leben zu verſchönern, und Ihnen das Geſchenk der Liebe durch Liebe zu erſtatten.

Ich erlaube mir keine weitre Erklärung, bis Sie über die Wünſche meines Herzens entſchieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, ſo werden keine Hinderniſſe von außen ihm im Wege ſtehen. Mit welcher Unruhe und Sehnſucht erwarte ich von Ihnen den Ausſpruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigſten Ehrfurcht und Liebe.

An Frau Louiſe v. Lengefeld.

Jena, den 22. Dezember [Dienstag] 89.

Meinen innigſten unausſprechlichen Dank, verehrungswürdigſte teuerſte Mutter, für die ganze Glückſeligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir geben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele iſt tief bewegt und zu ſehr, um Ihnen mit aller Faſſung jetzt zu ſchreiben. Aber ich kann in dieſem Augenblick der Freude nicht ſchweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausſtrömen! O wie erhöhen Sie noch das Geſchenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es tun! Dieſes großmütige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben — wie vermehrt es meine

grenzenloſe Verpflichtung gegen Sie! Glauben Sie, daß ich es fühle, was Sie mir anvertrauen, und, was es Sie koſten mußte, alle Ihre Ausſichten für Lottchens Glückſeligkeit auf meine Liebe allein einzuſchränken. Aber ich fühle es nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Urſache finden werden, dieſes Vertrauen zu bereuen.

Ein glänzendes äußeres Glück kann ich ihr weder für jetzt noch fürs Künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand geſetzt ſein werde, ihr ein angenehmes Leben zu verſchaffen. Sie wiſſen, worauf alle meine Ausſichten beruhen, bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längſt ſchon kennen, aber mein Fleiß iſt auch hinreichend, uns ein ſorgenfreies Daſein von außen zu verſchaffen.

Mit achthundert Reichstaler können wir in Jena leidlich gut ausreichen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man ſich in den erſten Jahren gleich zu helfen wüßte. Dreihundert Reichstaler ſind mir eine ſichre Einnahme von Vorleſungen, die mit jedem Jahre ſteigen wird, ſowie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150 bis 200 Reichstaler kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umſonſt gedient habe, nicht verſagen. Da er dieſes Geld aus ſeiner Schatulle geben muß, ſo wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieſes kleine Opfer gewiß bringen. Neben

dieſen 400 bis 500 Reichstaler bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Reſſource geweſen iſt, und welche ſich mit jedem Jahre verbeſſert, da die Arbeiten mir leichter werden, und man ſie mir auch immer beſſer bezahlt. Ehe ich nach Jena kam, hatte ich bei ſehr wenigem Fleiß doch alle 2 Jahre zwiſchen 8 und 900 Reichstaler mir erworben. Eben dieſes kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzuſtrengen; dabei habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal ſo hoch bringen könnte. Ein ſolcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einſchlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Reichstaler ſicherte, faſt ohne alle eigene Arbeit. Aber ich bringe jetzt nichts in Anſchlag, worüber das Glück erſt entſcheiden muß. Sie ſehen aus dem bisherigen, daß mir mein Verhältnis mit der hieſigen Akademie (im Fall der Herzog nur etwas weniges für mich tut) 400 Reichstaler — und meine Schriften ebenſoviel eingetragen; und mit 800 Reichstaler können wir leben.

Ich leugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich ſchwerer werden wird, als alle folgenden, weil ich in dieſem Jahre alles das erſt neu ausarbeiten muß, was nachher für immer getan iſt. Folgte ich bloß der Klugheit, ſo würde ich in dieſem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieſes ganze Jahr von meiner Glückſeligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen

nicht beſchreiben, meine teuerſte Mutter, wie ſchmerzlich mir ſchon das Vergangene durch meine Trennung von allem, was ich liebe, geworden iſt. Selbſt zu meinem Fleiße iſt es eine weſentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beſchäftigungen leichter werden. Dieſes fühlen Sie. Ich brauche nichts hinzuzuſetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den erſten Jahren. Ich bin nicht ohne Ausſichten, und ein Ruf auf eine andere Akademie wird mein Gehalt in Jena verbeſſern. Wenn ich mich ſelbſt erſt in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, ſo kann es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin ſelbſt zu ſehr an Ihr ganzes Haus gebunden, ſonſt würde ich in Jena mein Glück nicht aufſuchen. Ich lege Ihnen dieſen Brief von dem Coadjutor bei, der alles für mich tun wird, ſobald er kann, und dies letzte kann jeden Tag geſchehen.

Morgen ſchreibe ich an den Herzog von Weimar und werde Ihnen höchſtens in 8 Tagen dezisiv ſchreiben können, ob und was er für mich tun wird. Vertröſtet er mich auf das Jahr 1791, ſo lege ich Ihnen einen neuen Vorſchlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird, und den der Herzog auch gewiß gern genehmigt.

Wie viel, teuerſte Verehrungswürdigſte, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu ſagen, aber es werden ſchöne Stunden kommen, wo es ſich gegen Sie ganz entfalten wird. Mit innigſter Dankbarkeit, Verehrung und Liebe ewig der Ihrige.

An Gottfried Körner.

Jena, den 24. Dez. [Donnerstag] 89.

Ich bin jetzt voll Erwartung, lieber Körner. Vorgeſtern erhielt ich die Einwilligung von der Mutter, einer vortrefflichen Frau! Geſtern ſchrieb ich an den Herzog um eine Erleichterung. Man ſagte mir, daß ich es beim Herzog wohl würde durchſetzen können, und mißriet mir deswegen den Schritt, von dem ich Dir in m. letzten Briefe geſchrieben habe. In Weimar wird ſeit einiger Zeit allgemein von meinem Verhältnis mit Lottchen geſprochen, und der Herzog ſelbſt ſondierte die Stein darüber. Sie geſtand es ihm, und da er es billigte, ſo ließ ſie ein paar Worte von Penſion fallen, die er nicht ganz abwies. Er hat ſeine Freude an ſolchen Dingen, und der Lengefeld iſt er ſehr gut. Ich habe große Hoffnung, daß etwas für mich geſchehen wird. Einige Jahre, ſeh ich ſchon, muß ich das akademiſche Leben ſchon noch mit anſehen, wärs auch nur, um die Mutter und meinen Vater zu beruhigen. Indeſſen ſtirbt entweder jemand, den Du weißt, oder es öffnet ſich mir ſonſt eine vorteilhafte Ausſicht.

Mit 800 Taler kann ich hier recht artig leben. Gäbe mir der Herzog 200 und ich erwürbe durch 4 Vorleſungen des Jahres nur 200, das wenigſte was ich rechnen kann: ſo wären es ſchon 600 mit den 200, die mir die Mutter jährlich zuſchießen kann. Durch Schriftſtellerei will ich mir wenigſtens ebenſoviel als bisher erwerben, da mir in jeder Woche 2 Tage ganz frei, und zuſammengerechnet 2 Monate Ferien im Jahre bleiben. Sind meine Vorleſungen einmal ausgearbeitet, ſo iſt jeder Tag ganz mein eigen. Ich hoffe alſo auch ſchon im erſten Jahre mit Abzahlung der Schulden einigen Anfang machen zu können. Schlägt die Unternehmung mit den Memoires ein und kann der Verleger im Jahre, wie der Plan iſt, 8 Bände verſchließen, ſo iſt mir dieſes ein Objekt von 100 Louisdors, ohne daß ich mehr Arbeit habe als etwa 18—20 Bogen eigene hiſtoriſche Arbeit und die Korrektur. Ich ſehe der Zukunft ziemlich ruhig entgegen; fleißiger werde ich ſein, als in meiner bisherigen Lage, weil ich ruhiger und glücklich in mir ſelbſt bin. An Kollegiengeld ſind mir jetzt doch 8 Dukaten bezahlt, und die meiſten zahlen erſt gegen Neujahr; ſo ſchlecht alſo auch mein erſtes Privatum ausgefallen iſt, ſo iſt es doch nicht ganz leer und gibt mir beſſere Hoffnung fürs künftige. Mehr als einige Jahre werde ich dieſe Exiſtenz wohl nicht aushalten; aber gewinne ich auch nichts, als daß mir das ganze der Geſchichte dadurch geläufiger wird, ſo will ich dieſe 2, 3 Jahre nicht für ganz verloren halten.

Mein Gemüt ist jetzt in einer sehr großen Bewegung, wie Du mir gerne glauben wirst. Die schnelle und so edle Einwilligung der Mutter rührte mich sehr; sie muß viele Plane und Hoffnungen aufopfern, und alles im Vertrauen auf mich und meine Liebe. Beulwitz schrieb mir kürzlich aus Geneve, und auch von dieser Seite wird sich ein gutes Verhältnis anknüpfen. Könnte ich nur Lottchen hier in Jena eine angenehme Existenz bereiten. Ich muß mich fast ganz allein auf Paulus und seine Frau einschränken, und zum Glück lieben die Frauen einander sehr. Wenn ich mich von allen anderen hiesigen Verhältnissen frei erhalte, so vermeide ich wenigstens Plattitüden.

Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung und miete auch die übrigen Zimmer auf derselben Etage. Meine Hausjungfern wollen sich dazu verstehen, den Tisch zu besorgen, und ich komme wohlfeiler weg als bei eigener Menage. So brauche ich zu unserer Bedienung niemand als eine Jungfer für Lottchen; ich behelfe mich mit meinen bisherigen Leuten. Da ich alle Meubles im Hause haben kann, so brauche ich mich auch nicht einzurichten; welches überhaupt nicht ratsam wäre, eh ich weiß, wie lange ich bleibe. Das schwerste also, der Anfang, wird mir ziemlich leicht; und was ich zu meiner eigenen Equipirung brauche, ist wohl das meiste. Göschen gibt mir 400 Taler für einen Aufsatz über den 30jährigen Krieg im historischen Kalender. Die Arbeit ist leicht, da der Stoff

so reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist. Diese 400 Taler kommen mir gar gut um diese Zeit. Einige Bände Memoires, die ich zugleich übersetzen lassen will, Vorschüsse von der Mutter und etwas Fixes vom Herzoge, das mir Bertuch vorschießen muß — dieses zusammen schafft mir doch gegen 1000 Taler in die Hände, womit ich schon recht gut anfangen kann. . . .

An Lotte v. Lengefeld und Caroline v. Beulwitz.

Jena, Sonntag abends, [3. Januar 1790.]

. . . Von Meiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt. Meine Mutter ist wahrscheinlich tot, ein Brief vom 22. Dezember sagt sie ohne Hoffnung. Deinen Brief, liebe Lotte, sieht sie nicht mehr, aber einen Brief von mir, worin ich von unsrer Verbindung schreibe, hat sie wahrscheinlich noch erlebt. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzenvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Rührung, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte, und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Auch meines Vaters wegen tut mir dieser Zufall wehe. Er sieht sich in seinem 67. Jahre allein. Er hat viel an ihr verloren. Meine Mutter war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die

ihr nichts angingen, unerſchöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer ſtillen Reſignation ertrug ſie ihr leidenvolles Schickſal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte ſie mehr, als alles andere. Ich fühle, wenn ich an ſie denke, daß die frühen Eindrücke doch unauslöſchlich in uns leben. Ich darf mich nicht mit ihr beſchäftigen. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Freitag abends [8. Januar 1790.]

Die Zweifel, die Du Dir aufwirfſt, meine Liebe, ob Du mir auch wirklich *das* ſeiſt, was Du wünſcheſt, enthalten einen ſtillen Vorwurf gegen mich, ob ich gleich weiß, daß Du mir keinen machen wollteſt. Dieſe Zweifel hätteſt Du nicht, wenn meine Liebe für Dich einen lebhaftern Ausdruck gehabt hätte, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was Du meinem Herzen biſt. Aber dieſe Zweifel werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennſt, wenn Du mit meinem Weſen vertraut genug geworden biſt, um zu wiſſen, in welche Sprache ſich meine Empfindungen kleiden. Auch meine *Liebe* iſt ſtill wie mein ganzes übriges Weſen — nicht aus einzelnen raſchen Aufwallungen, aus dem ganzen Zuſammenklang meines Lebens wirſt Du ſie kennen lernen. Es wird noch ein ſchönes Studium für uns beide geben, bis wir einander abgelernt haben, welche

Saite am willigſten und am wohlklingendſten tönt, bis jedes von uns die zarten Stellen im Herzen oder in der Laune des andern kennt, durch die man ſich am gefälligſten berührt und am wenigſten fehl geht. Ich ſehe voraus, meine Liebe, daß wir noch allerlei Erfahrungen über einander machen werden, die eine ſchöne Beſchäftigung für uns verſprechen. Schon allein dieſes, daß jedes von uns *da* ſeine Wünſche anknüpft, wo das andre *reich* iſt, dieſes zu lernen iſt keine ſo leichte Kunſt, aber ſie belohnt augenblicklich und unausſprechlich. Ich könnte Dich auf allerlei Eigenheiten in mir vorbereiten, aber lieber will ich ſie von Dir ſelbſt finden laſſen. Deine Blicke in meine Seele müſſen Dein eigen ſein, was Du ſelbſt entdeckſt, wirſt Du deſto glücklicher und deſto feiner anwenden. Irre Dich nicht an den ſeltſamen Geſtalten meiner Seele, die oft in ſchnellen Übergängen wechſeln. Sie haben mit unſerer Liebe nichts zu tun. Dieſe ſchnelle Beweglichkeit meiner Seele iſt eine Eigenheit in mir, daran Du Dich nach und nach gewöhnen mußt. Wie freue ich mich der Zukunft, die uns alles dieſes mit einem ſanften Lichte unvermerkt aufhellen wird. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. Febr. [Montag] 90.

. . . Meinem künftigen Schickſal ſehe ich mit heiterm Mut entgegen; jetzt da ich am erreichten Ziele ſtehe,

erſtaune ich ſelbſt, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuß meines Geiſtes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück. Zum Poeten machte mich das Schickſal, ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren. . . .

An Lotte v. Lengefeld.

Mittwoch abends [10. Februar 1790].

Ich habe wieder ein Kollegium zurückgelegt und kann von der großen Rechnung eines wegſtreichen. Die Zeit unſrer Trennung meſſe ich jetzt nach Vorleſungen, und die achte, die ich leſe, fällt ſchon in unſer Leben. Wie rührt mich dieſes Gefühl naher Seligkeit! Sonderbar und einzig iſt die Stimmung der Seele, womit ich unſre Vereinigung erwarte. Eine ſchöne glückliche Ruhe zeigt ſie mir — ein gleichförmig lachendes Daſein. Ja, meine gute Lotte, ſie ſollen durch unſer ſchönes Leben beſchämt werden, aber nein, ſie werden keine Zuſchauer dieſes ſchönen Lebens ſein. Um die Nichtsbedeutenden zu widerlegen, iſt es doch nicht der Mühe wert, ihnen den

Kreis ſeiner Freuden zu zeigen. Wir wollen ihnen die Kränkung erſparen, uns glücklich zu ſehen!

Daß allerlei über unſer Verhältnis würde geſprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erſt in unſerm engern Kreiſe beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieſes zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der ſeinigen — eine freie ſchöne Seele gehört dazu, unſre verſchiedene Stellung gegen einander zu faſſen, die ganze Geſchichte unſerer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man überſehen haben und feinen Sinn genug haben, dieſe Erſcheinungen in uns auszulegen. Die Menſchen ſuchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen ſie ſich dann. Jede Empfindung iſt nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menſchen, der ſie hat; Worte aber muß man von tauſenden gebrauchen, und darum paſſen ſie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und ſein werde durch Dich, ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich ſein wirſt. Ich fühle es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftſchlüſſe und dieſe in Worte auflöſen könnte.

Du wirſt nie von andern Menſchen erſt erfragen wollen, ob Du glücklich ſeiſt durch mich; mir gegenüber mußt Du dieſes bei Dir ſelbſt entſcheiden. Du könnteſt es nie durch mich werden, wenn Du es nicht von mir allein erfahren könnteſt. Jedem, mit

dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein; man wird immer falsch über mich urteilen. Weil ich hoffe, mit Zuversichtlichkeit hoffe, daß Du zwischen Dich und mich nie einen Dritten treten lassen wirst, daß ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, dein erstes Vertrauen haben werde, Deine erste Instanz sein werde — weil ich dieses von Dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann ich ohne Besorgnis und Furcht Deine Hand annehmen. Diese Hingebung, dieses volle unmittelbare Vertrauen ist die notwendige Bedingung unserer künftigen Glückseligkeit, aber Du wirst es bald fühlen, daß sie auch zugleich der höchste Genuß dieser Glückseligkeit ist. Die höchste Annäherung, welche möglich ist zwischen zwei Wesen — ist die schnelle ununterbrochene liebevolle Wahrheit gegen einander. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. März [Montag] 1790.

Du wirst schon aus meinem langen Stillschweigen schließen, daß unterdessen manches mit mir vorgegangen sein müsse, und Du schließest recht. Ich bin ein 6tägiger Ehemann, am letzten Montag, als den 22sten wurden wir getraut, und nach einer Zerstreuung von 8 Tagen ist dies der erste ruhige

Augenblick, den ich Dir widmen kann. Nicht als ob wir in dieser Zeit in Saus und Braus gelebt hätten; es ging alles ganz still und häuslich zu, aber meine Schwiegermutter war diese Woche über hier, und einige Besuche aus Weimar, die ersten Einrichtungen kamen dazu, die mich nicht recht zum Schreiben kommen ließen.

Verlange jetzt noch keine weitläufigen Details über meine innre und äußere Veränderung. Ich bin noch in einem Taumel, und mir ist herzlich wohl dabei. Das ist alles, was ich Dir für jetzt von mir sagen kann.

Die Veränderung selbst ist so ruhig und unmerklich vor sich gegangen, daß ich selbst darüber erstaunte, weil ich mich bei dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet habe. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß ich nach Erfurt gehen würde, um meine Frau dort abzuholen und den Coadjutor zu besuchen. Diese Reise ging vor 12 Tagen vor sich, und ich lebte 3 angenehme Tage in Erfurt, in Gesellschaft meiner Frau und Schwägerin, welches mich nach und nach daran gewöhnte, von ihnen ungetrennt zu sein. Da man uns überall, wo wir hinkamen, als ein Paar ansah, und der Coadjutor besonders einen innigen Anteil an unserm Verhältnis nahm, so verschönerte mir dieses meinen Aufenthalt in Erfurt gar sehr. Am vorletzten Sonntag fuhren wir nach Jena, und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch

unterwegs war die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verſchloſſenen Türen, von einem kantiſchen Theologen (dem Adjunkt Schmidt) verrichtet; ein ſehr kurzweiliger Auftritt für mich.

Das Geheimnis iſt ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anſchläge von Studenten und Profeſſoren mich zu überraſchen wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nur noch einige angenehme Tage, und da unſere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, ſo gaben wir ſchon die erſten Tage ein volles ſchönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich iſt und bleiben wird. Meine Schwägerin bleibt bei uns, aber ich mußte ihr ein ander Logis mieten, weil es mir zwiſchen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unſre Einrichtung iſt gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieſer neuen Ordnung gar ſehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten koſten, als Dir ein Bedienter in Dresden. Mit der Koſt und dem übrigen wird es bleiben, wie ich Dir ſchon geſchrieben habe.

Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt. Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt,

aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage dahin. Ich habe meiner Geſchäfte gewartet wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir ſelbſt. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, 1. November [Montag] 1790.

. . . Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar ſehr Deine perſönliche Bekanntſchaft. Er fing von ſelbſt davon an und ſpricht mit Wärme von ſeinem angenehmen Aufenthalt bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm, wie Dir. Er war geſtern bei uns, und das Geſpräch kam bald auf Kant. Intereſſant iſts, wie er alles in ſeine eigene Art und Manier kleidet und überraſchend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich ſehr nahe intereſſieren, mit ihm ſtreiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, ſich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm iſt die ganze Philoſophie ſubjektiviſch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philoſophie mag ich auch nicht ganz: ſie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Direktionen und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, 26. November [Freitag] 1790.

. . . Das Arbeiten im dramatiſchen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechiſchen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunſt in klare Begriffe verwandelt habe, laſſe ich mich auf keine dramatiſche Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die hiſtoriſche Wirkſamkeit ſoweit treiben, als ich kann, wärs auch nur deswegen, um meine Exiſtenz beſtmöglichſt zu verbeſſern. Ich ſehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernſtlich will, der erſte Geſchichtſchreiber in Deutſchland werden kann; und dem erſten müſſen ſich doch auf jeden Fall Ausſichten eröffnen. . . .

An Lotte.

Samſtag, den 15. Januar [1791.]

Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn Du gleich nach Empfang dieſes Briefes einen Wagen nähmeſt und hieher führeſt. Meine Krankheit iſt wieder gekommen, weil ich darauf zählte, Dich heute zu ſehen, ſo ſchrieb ich nichts. Aber Dich länger zu vermiſſen wäre mir ſchmerzhaft. Gefahr hat es keine mehr. Stark ließ mir eine tüchtige Aderläſſe tun, und auf das hat das Fieber ſich in etwas gebrochen. Grüße die Stein, lebe recht wohl und laß mich Dich ja heute noch bei mir ſehen.

An Gottfried Körner.

Jena, den 22. Februar [Dienstag] 91.

Endlich nach einer langen Unterbrechung kann ich mich wieder mit Dir unterhalten. Meine Bruſt, die noch immer nicht ganz hergeſtellt iſt, erlaubt es nicht, daß ich viel ſchreibe; ſonſt hätteſt Du ſchon früher einen Brief von mir erhalten. Dieſer noch fortdauernde Schmerz auf einer beſtimmten Stelle auf meiner Bruſt, den ich bei ſtarkem Einatmen, Huſten oder Gähnen empfinde und der von einem Gefühl der Spannung begleitet iſt, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Kriſe gehoben iſt. Alles andre geht ſonſt gut, Appetit, Schlaf, Kräfte des Körpers und der Seele, obgleich die Kräfte ſehr langſam ſich einſtellten. Es machte meine Krankheit gefährlicher, daß ſie Recidiv war. Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeſchickten Arzt mit zu weniger Aufmerkſamkeit behandelt und weniger kuriert als zugedeckt wurde. Gegen 8 Tage nach dieſem erſten Anfall befand ich mich wohl, in Weimar, wo ich gegen 3 Tage war, fühlte ich gar nichts, aber ſchon den andern Tag nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu leſen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. Doch war die Krankheit mehr Seitenſtich als Lungenentzündung, welche höchſtens auf der Oberfläche rechterſeits inflammiert war. Am

dritten Tag ſpie ich Blut und empfand etwas von Beklemmungen, welche mich aber durch die ganze Krankheit wenig plagten. Auch der Schmerz auf der Seite und der Huſten war bei der Heftigkeit des Fiebers überaus mäßig. Eine ſtarke Aderläſſe, Blutigel, zweimal Veſikatorien auf der Bruſt verſchafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte ſich bald und hatte guten Eiter. Nur die üble Einmiſchung des Unterleibs machte das Fieber kompliziert. Ich mußte purgiert und vomiert werden. Mein geſchwächter Magen brach 3 Tage lang alle Medizin weg. In den erſten 6 Tagen konnt ich keinen Biſſen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei ſo ſtarken Ausleerungen der erſten und zweiten Wege und der Heftigkeit des Fiebers ſo ſehr ſchwächte, daß die kleine Bewegung, wenn man mich vom Bette nach dem Nachtſtuhl trug, mir Ohnmachten zuzog, und daß mir der Arzt vom ſiebenten bis elften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben laſſen. Nach dem ſiebenten Tage wurden meine Umſtände ſehr bedenklich, daß mir der Mut ganz entfiel; aber am neunten und elften Tage erfolgten Kriſen. Die Paroxysmen waren immer von ſtarkem Phantaſieren begleitet, aber das Fieber in der Zwiſchenzeit mäßiger und mein Geiſt ruhig. Reichliche Schweiße, Auswurf und Stuhlgang machten die Kriſe aus, von der ich jedoch zweifle, ob ſie vollſtändig war. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es ſtand lange

an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die tätige Teilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunden mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige taten dieses dreimal in der Woche. Der Anteil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten 10 oder 12 Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nötiger Beistand für meine liebe Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf 8 Tage, und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner andern Freunde mich zu zerstreuen, danke ich größtenteils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungarischem Weine vortrefflich bekommen. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, 3. März [Donnerstag] 1791.

. . . Du errätst wohl nicht, was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe,

reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinhold-Schriften für jetzt noch zu schwer sein und zuviel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Ästhetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der Kritik der Urteilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viel Kantische Vorstellungen kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urteilskraft anwendet. Kurz ich ahnte, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen. Da ich künftigen Winter Ästhetik vortragen werde, so gibt mir dieses Gelegenheit, einige Zeit auf Philosophie überhaupt zu verwenden. . . .

An Gottfried Körner.

Jena, den 24. Oktober. [Montag] 91.

. . . Für meine Lotte wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften; denn in diesem Stück sieht es hier sehr traurig aus. Es ist ein Glück, daß sie Liebhabereien hat, mit denen sie sich be-

schäftigt, wenn ich zu tun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Tätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter. . . .

Hausbücherei

der Deutſchen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bd. 1. Heinrich von Kleiſt: Michael Kohlhaas. Mit Bildnis Kleiſts, 7 Vollbildern von Ernſt Liebermann und Einleitung von Dr. Ernſt Schultze. Preis gebunden 90 Pfg. *6.—10. Tausend.*

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bildnis Goethes von Lips und Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. Preis gebunden 80 Pfg.

Bd. 3. Deutſche Humoriſten. *Erster Band:* Ausgewählte humoriſtiſche Erzählungen von Peter Roſegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. 221 Seiten ſtark. Preis gebunden 1 Mark. *11.—15. Tausend.*

Bd. 4. Deutſche Humoriſten. *Zweiter Band:* Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zſchokke. 222 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 5. Deutſche Humoriſten. *Dritter Band:* Hans Hoffmann, Otto Ernſt, Max Eyth, Helene Böhlau. 196 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 6/7. Balladenbuch. *Erster Band:* Neuere Dichter. 495 Seiten. Preis gebunden 2 Mark.

Bd. 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 9. Novellenbuch. *Erster Band:* C. F. Meyer, Ernſt von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. 194 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 10. Novellenbuch. *Zweiter Band* (Dorfgeſchichten): Ernſt Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. 199 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 11. Schiller: Philoſophiſche Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Poſen. 230 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 12 und 13. Schiller: Ausgewählte Briefe. Mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Poſen. 2 Bände. Jeder Band etwa 230 Seiten. Preis gebunden je 1 Mark.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Volksbücher

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Heft 1. 50 Gedichte von Goethe. Mit Bildnis Goethes. 95 Seiten. Geheftet 20 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

Heft 2. Schiller: Wilhelm Tell. Mit Bildnis Schillers. 190 Seiten. Geheftet 30 Pfg. Gebunden 70 Pfg. *11.—20. Tausend.*

Heft 3. Schiller: Balladen. Mit Bildnis Schillers. 108 Seiten. Geheftet 20 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Mit Bildnis Schillers. Etwa 230 Seiten. Geheftet 30 Pfg. Gebunden 70 Pfg.

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. Mit Bildnis Schillers. Etwa 250 Seiten. Geheftet 30 Pfg. Gebund. 70 Pfg.

Heft 4 und 5 in einen Band gebunden 1,20 Mark.

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Bildnis Brentanos. 60 Seiten. Geheftet 15 Pfg. Gebunden 50 Pfg.

Heft 7. E. Th. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Mit Bildnis Hoffmanns. Etwa 120 Seiten. Geheftet 20 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. — Die Freundinnen. Mit Bildnis Halms. Etwa 110 Seiten. Geheftet 20 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

Heft 9. Reuter: Woans ick tau 'ne Fru kamm. Mit Bildnis Reuters. 61 Seiten. Geheftet 15 Pfg. Gebunden 50 Pfg.

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Mit Bildnis Eyths. Etwa 65 Seiten. Geheftet 20 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

Weitere Hefte sind in Vorbereitung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme durch die Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel (für Mitglieder portofrei).

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.